
Mysterium oder Sakrament

Eine interkulturelle Perspektive auf das durch Karl-Heinz Menke vorgestellte Wesen des Katholizismus: Sakramentalität. Wesen und Wunde des Katholizismus, Pustet-Verlag Regensburg 2012, 327 (360) Seiten.

Inhalt

Einführung	2
Das Mysterium des Bildes	3
Die Semantik JHWHs	4
Von „wahrer Abbildung“ zur Erkenntniswahrheit.....	5
Erkenntnis als Verlust des Menschen.....	6
Die Hermeneutik der Vater-Sohn-Relation	8
Das Christus-Bekenntnis als „Ja“ zum Schöpfungsauftrag	9
Der „christologische“ Ansatz.....	10
Das theologische System.....	12
Repräsentation	13
Die sakramentale Relation	15
Theosis oder Inkarnation?.....	16
Die Maßgeblichkeit der Geschichte	18
Das Mysterium des Teilens und das Sakrament.....	19
Die Kritik durch die Außenperspektive.....	20
„Pneumatozentrik“	21
Konsequenzen	23

Einführung

Karl-Heinz Menke, Inhaber des Lehrstuhls für Dogmatik und Theologische Propädeutik an der Kath.-Theol. Fakultät der Universität Bonn, hat im Pustet-Verlag die Untersuchung „Sakramentalität. Wesen und Wunde des Katholizismus“ vorgelegt. Er bietet in systematischer Weise einen verlässlichen Überblick über die Tradition des sakramentalen Selbstverständnisses der Katholischen Kirche, wobei sich der Schwerpunkt der Darstellung auf die Auseinandersetzung mit „antisakramentalen“ Positionen seit der Reformation und auf die Diskussion mit aktuellen Reformanliegen einer „Kirche von unten“ konzentriert, bei der die sakramentale Denkform nicht genügend Beachtung finde. Menkes Begründung der Sakramentalität auf dem „>Voraus< Christi vor seiner Kirche“ konfrontiert von der Sache her und dank aktueller theologischer Diskussion mit Struktur und Amtsverständnis der katholischen Kirche, deren engagierte Verteidigung manchen Leser veranlassen wird, das Buch einer Theologie von gestern zuzuordnen.

Karl-Heinz Menke ist bewusst, dass seine Thesen provozieren können, da er im Widerspruch zu einer interkonfessionellen Verneblung sehr um klare Konturen bemüht ist. Ob man nun dankbar ist für die Darstellung katholischer Sakramentalität oder ob man sich einfach „schwarz ärgert“ über unzeitgemäße Betrachtungen: Weiter führt es, Menkes Buch als fachgerechte Aufarbeitung des sich aus innerer Logik entfaltenden katholischen Selbstverständnisses zu lesen, und einen externen Hebel an die systembegründende Logik der theologischen Kontroversen anzulegen: Denn die gediegene Grundlage eröffnet die willkommene Chance einer gezielten Relativierung des Sakraments durch das Mysterium.

Die interkulturelle Begegnung bietet heute eine *externe* Urteilsperspektive, welche sich dem Sakrament von der „sakramentalen Wirklichkeit“ aus annähert, die in religionsgeschichtlichen Arbeiten wiederholt angesprochen wird. Die Nutzung des christlichen Begriffs in der religionswissenschaftlichen Forschung stützt sich auf eine evidente Nähe des kulturell verbreiteten Phänomens zum christlichen Sakrament und veranlasst zu der Frage, wie weit die christliche Theologie ihren Sakramentsbegriff auf dem Erleben „sakramentaler Wirklichkeit“ aufsetzt, inwieweit also der Begriff „Sakrament“ kein christliches Spezifikum, sondern eine Abbildung von hermeneutischen Grundlagen darstellt, die er nachträglich auslöscht. Liegt die Relevanz des Sakraments im Katholizismus begründet oder ist von einer Relevanz des Katholizismus aufgrund seiner „Sakramentalität“ die Rede? Besteht das *Wesen* des Katholizismus in einer Eigenschaft, die ihm vorangeht und sich vielleicht in ihm gar nicht mehr findet? Im Unterschied zu Menkes Ausführungen, die kirchenintern verbleiben, soll hier eine wesentlich umfassendere Überprüfung der mythischen Wurzeln des Sakraments durchgeführt werden unter der These: Wie das Original das Bild relativiert, so relativiert das Mysterium das Sakrament.

Wie Menke vom „Wesen des Katholizismus“ spricht, betrifft diese Thematik die Basis des abendländischen Christentums, auf der die beiden konfessionsspezifischen Positionen – die sakramentale und die „antisakramentale“ – stehen. Gemeinsam ist ihnen neben dem Bezug auf die Bibel auch und vor allem die Methodik einer nach *Erkenntniswahrheit* fragenden Geistestradition, welche die Wirklichkeit auf eine recht *spezielle* Weise darstellt, was jeder Student lernen *könnte*, da er in die wissenschaftliche Methodik erst eingeführt werden muss. Die folgenden Überlegungen wagen es, *vor* dem wissenschaftlichen Ansatz neu anzusetzen bei einem ganz und gar unwissenschaftlichen Menschen als dem Urheber aller Sakramentalität.

Der wissenschaftlichen Wirklichkeitsanalyse vorgelagert bieten die Kulturen der Welt, darunter auch die biblische Tradition, eine ganz andere – eine „dreidimensionale“ – Hermeneutik, die in dem Bild, das die Wissenschaften von ihr zeichnen, auf die „Zweidimensionalität“ der Erkenntniswahrheit reduziert und dadurch annulliert wird. Wie jeder wissenschaftliche Zugang zur fremdkulturellen Perspektive anderer Kulturen unterliegt auch Menkes theologische Zeichnung dieser Begrenzung.

Indem die theologische Tradition den Mythos außen vor lässt, weil sie sich für seine Wahrheit interessiert, wurzelt sie in ihm, der deshalb den Ansatz für die folgenden Überlegungen bilden soll. Die Beobachtung vitaler *Kontinuität* vom Mysterium zum Sakrament erfordert zugleich eine Aufklärung über die Zäsur, die den abendländischen Sakramentsbegriff vom *Mysterium* so klar unterscheidet,

dass die erkenntniseigene Spezialisierung ein „Rückwärts-Verstehen“ und deshalb auch eine Einsicht in eventuelle Differenzen und Verluste nicht mehr erlaubt.

Die mythische Hermeneutik lässt sich auch heute noch denken! Ein solches Denken ist möglich und nicht nur in anderen Kulturen aktuell aktiv! Das mythische Bewusstsein bleibt auch dann eine menschliche Eigenart, ja *das menschliche Spezifikum*, wenn die Logik wissenschaftlicher Erkenntnis es aus dem Wahrheitshorizont ausklammern muss; denn nicht die Logik strukturiert in spezifischer Weise den Menschen, sondern *die Hervorbringung und Relativierung* der Logik charakterisiert ihn. Wer sich der mythischen Hermeneutik anvertraut, lernt bald, aus den allgemeinen Strukturen von *Abbildung* den Aufbau des wissenschaftlichen Welt-Bildes herzuleiten: Die wissenschaftliche Welt erweist sich dann als ein spezielles und insofern relatives Bild, das seine Herkunft nicht kennt.

Auch einem gelungenen Bild wird sein Original immer so fremd sein, dass es keinen Zugang zu ihm findet, bzw. dass jeder Leser ungewohnt Neuem begegnen wird, das zu akzeptieren den Willen voraussetzt, Wege, die zum Frieden führen können, wenigstens nachzudenken. Wo sich solche Wege bieten, ist es biblischer Auftrag, sie zu nutzen. Die folgenden Überlegungen greifen deshalb nicht nur weit, sondern hermeneutisch auf gänzlich unwissenschaftliche Weise über Menkes Buch hinaus; sie relativieren den speziellen Ansatz abendländischer Theologie und provozieren dadurch ein globales Friedenskonzept, das die Welt dringend benötigt, das die Bibel verkündet und das in der sakramentalen Kirche dennoch unbekannt ist.

Das Mysterium des Bildes

Im Mysterium erleben sich Menschen überwältigt von einem „Voraus“ vor allem Leben, das der menschlichen Begrifflichkeit nicht unterworfen ist und deshalb nur so beschrieben werden kann, wie es den Sinnen begegnet ist: Wovon ist die Rede? Lebe! – Wer ist die Macht im Voraus vor dieser Welt? Der Retter aus der ägyptischen Sklaverei! – Was ist das Geheimnis des Lebens? Die Erfahrung der Begegnung! – Was ist die Wahrheit? Das Teilen! Im Erleben ist das Gegenüber da.

Mythische Hermeneutik ist das endliche Leben selbst, das kein „Wissen darüber“ beansprucht, sondern sich eingebunden weiß in jene allumfassende Struktur, die das menschliche Bewusstsein ist. Sie beruht darauf, dass wir Menschen unseres SELBST's bewusst sind; wir sind es in Gestalt unserer *endlichen* Kategorien und besitzen keine Möglichkeit, diese unsere Kategorien zu hinterlaufen. Ein Mensch schaut wie ein Maler auf das Weltbild, das seine Sinneskräfte zeichnen. Sein SELBST (auch Seele genannt) weiß sich als Original seines endlichen Ichs; es bildet sich auf endliche Weise ab. Das Abbild ist der Mensch, dessen Differenzierung in Körper und Geist dabei so wenig interessiert wie die moderne Forschung sie durchführen kann. Was aber interessiert, ist die Abbildungsrelation zwischen SELBST/Seele und Mensch, weil sich das Bild nach dem Original richten soll bzw. der Mensch eine externe Orientierung zum glücklichen Leben benötigt, die nur von seiner Herkunft kommen kann.

Alle Kulturen kennen dieses Mysterium des Menschen: Jedes Ereignis ist ein *Benennen* und damit Gegenwart eines Benannten. Das Benannte ist aus dem Benennen bekannt. Ein Anderes als das endliche Bewusstsein wird auf diese endliche Weise bewusst. Das ist Hermeneutik und so auch Grundlage der biblischen Geschichten. Indem diese erzählen, sprechen sie von Begegnung. Das Bild ist endlich und *enthält* deshalb weder sein Original, noch *zeigt* es dieses, noch *verweist* es darauf. Es *ist* das „Voraus“. Das Benennen (eine menschliche Fähigkeit) des Widerfahrnisses *ist* die Herkunft.

Das endliche Bild ist heilig, weil es Abbild ist; denn während es endlich und nichts als eine materielle Komposition ist, kann das menschliche Bewusstsein, welches das Bild zeichnet oder beobachtet, das Original wiedererkennen (Anamnese), dem es zwar selbst angehört, das seinem endlichen Bewusstsein aber auf keine andere Weise als in der Abbildung zur Verfügung steht. Weil die Welt eine Orientierung zum Leben benötigt, *wird die Abbildung des Originals zur Uraufgabe des Menschen* (Gen 1,26f).

Jede menschliche Kultur kennt auf die Frage nach der Orientierung ihre Antwort und „pflegt“ sie im *Kult* für ihren *Gott*. „Der Gott“ ist die in Synonymen überall wiederzufindende Bezeichnung für die „wahre Abbildung“ der Herkunft, wobei der Maßstab dafür der eigene (individuelle bzw. gesell-

schaftliche) bisherige Lebenserfolg ist und jede Gemeinschaft folglich ihren eigenen Gott hat. Aus diesem Grund reichen, um einen Frieden zwischen *verschiedenen* Stämmen und Völkern anzu- steuern, die Götter nicht aus. Weder die eine, noch die andere „wahre Abbildung“ ist das Original selbst und kann einem Weltfrieden zur Orientierung dienen.

Die biblische Tradition kennt die vielen Götter, die aus der bewährten Erfahrung in allen Gemein- schaften entstehen und ihnen ein geordnetes Zusammenleben ermöglichen. Auch sie selbst hat nicht den „besseren Gott“. Aber im Unterschied zu den verschiedenen Bildern des „Voraus“ versteht Israel seine Identität konsequent darin, sich an seiner Herkunft und nicht an einem Abbild orientieren zu wollen, am Schöpfer der Menschen und damit auch der Götter. Die Bibel spricht von ihm als „JHWH“, dem Original aller Bilder, an dessen Stelle ein Bild zu setzen deshalb in der Präambel des Dekalogs verboten wird (Ex 20, 2f; Dt 5, 6f). ER soll der Gott Israels sein: „JHWH Eloheuu“. Aber das setzt eine Semantik JHWH's voraus, d.h. eine Beantwortung der Frage, wer dieser JHWH denn sei, damit man sich an ihm orientieren könne.

Im mythischen Kontext spiegelt der mosaische Bund die Realistik des endlichen Bewusstseins: Weil auch eine Ansprache durch den Schöpfer aller Endlichkeit grundsätzlich nur auf endliche Weise „ge- hört“ werden kann und ein Bild keine Kriterien für (s)ein Original besitzt, kann dem Menschen nur dadurch eine Orientierung zukommen, dass er ein Geschehen als Wort des Ewigen akzeptiert. Ori- entiert der Mensch dann sein Leben an dieser Vorgabe, dann sieht die Welt seine Orientierung. Sieht sie dabei eine Orientierung, die *allen* Wesen den Weg zum Leben weist, dann erfährt sie die origina- len Lebensregeln, durch die geleitet das Leben blühen kann. Wer also ein Volk oder eine Person er- lebt, die alles Leben respektiert – Israel spricht vom „Messias“ –, der kann in ihm den Schöpfer allen Lebens wiedererkennen: JHWH. Deshalb wird das Volk Israel durch seine Propheten immer wieder aufgefordert, in solchen Bund mit JHWH einzusteigen und diesen Weg zu gehen. Der Bund ist not- wendig, um den Schöpfer zu hören; er ist kein Detail des Gehörten.

Die aus dem Wüstensand stammende Grundthematik besitzt Geltung bis zur heutigen Problematik globalen Überlebens. Frieden kann nur daraus entstehen, dass sich die Völker an der *Herkunft* aller Wesen und Interessen – und nicht an ihren eigenen menschlichen Werken – orientieren. Das ist ein einzigartiger und vernünftiger Ansatz für einen Weltfrieden, setzt aber eine entsprechende Semantik und die mythische Hermeneutik voraus, die als Schöpfungsstruktur wie ein Wegweiser an den Anfang der Tora gestellt wurde, als der hellenistische Einfluss diese Hermeneutik zu verdrängen begann.

Die Semantik JHWHs

Grundsätzlich ist zu beachten, dass der Gott in den Kulturen eine *wahre Abbildung* des Originals bzw. des Schöpfers – nicht identisch mit diesem – ist. Weil dieser Satz im Wahrheitshorizont keinen Sinn besitzt und deshalb als mythische Aussage allgemein unbekannt oder „neu“ klingt, bietet er *den* Schlüssel zu anderen Kulturen. Wer oder was auch immer JHWH sein mag – und das ist die biblische Frage –: Erst aus der Frage nach Erkenntniswahrheit resultiert der Gottesbegriff als die Wahrheit JHWHs, weil die Universalität der Erkenntnis nichts außer sich selbst kennt und als solche der absolu- ten logischen Widerspruchsfreiheit genügt. Diese ist die *Orientierung* jeder Erkenntnis bzw. der einer jeden Wahrheit implizite *Gottesbegriff*. Er ist bis heute exakt die Orientierung aller Wissenschaften und des wissenschaftlichen Welt-Bildes, der sogenannten „Realität“. Weil auch die Theologie in die- sem Ansatz gründet, *muss* sie die Götter als Unwahrheit zurückweisen und sich selbst im Einklang mit dem Ersten Gebot verstehen.

Seit Moses ist das Abbilden der Herkunft nicht verboten, sondern geboten. Was verboten ist, ist der Ersatz JHWHs durch ein Abbild; denn jedes Bild ist endlich. Die dem Volk Israel gestellte Aufgabe be- steht darin, denjenigen abzubilden, der durch keines seiner Bilder ersetzt werden kann, weil er das Original aller Bilder ist. Aber wie soll das gehen, so dass sich ein Volk und sogar alle Völker an ihm orientieren können? Wenn die prophetische Tradition nach einer wahren Semantik JHWHs sucht, dann sucht sie nach einem *endlichen* Bild. Insofern fragt sie nach einer *Gottwerdung des Menschli- chen*. „Wie lässt sich unser Volk so gestalten, dass es zur Orientierung für ein blühendes Leben in aller Welt wird?“

Wo die Nachbarvölker Israels in ihrer Mitte einen Menschen sehen, der ihnen ein „wahres Abbild“ der Herkunft zur Orientierung ihrer Gemeinschaft ist, da soll er das Volk regieren; er wird zum König ausgerufen und gesalbt. Ein Mensch wird zum Gott (Theosis). Entsprechend erwartet auch Israel einen Gesalbten, einen „Messias“. Es ist dann die Botschaft der Evangelien, der lang ersehnte „Messias“ sei in Jesus da. Jesus sei der Christus bzw. Jesus sei die wahre Abbildung JHWHs, d.h. „unser Gott“. Damit hat JHWH dann eine Semantik.

Daraus ergibt sich die Ekklesia als diejenige Gemeinschaft, die sich bei der Gestaltung von Leben und Welt an Jesus orientiert: an der „wahren Abbildung“ von JHWH. So wie Jesus die Erfahrbarkeit JHWHs *ist*, so auch *ist* die biblische Ekklesia die Semantik JHWHs. In dieser Aufgabe steht das „neue Volk“ in direkter Kontinuität zum „alten Volk“ und gibt aller Welt die Gelegenheit, den Schöpfer wiederzuerkennen und diese originale Orientierung zum Leben zu befolgen.

Die „Greifbarkeit“ JHWHs bzw. seine Semantik drückt Paulus durch den Terminus „Soma“ aus, der das geschichtliche Erleben einer Gemeinschaft wie derjenigen mit Jesus meint, in der als Handlungsorientierung unbedingt das Leben Aller gilt. Wer die Soma, die an JHWH orientierte Konstellation der Welt sieht, sieht den Schöpfer „zum Greifen nahe“. Die griechischen Kirchenväter sprechen vom „mystischen Leib“, um ihn von der Erkenntnis-Realität zu unterscheiden. Insofern erfährt die Welt von einem Weg zum Leben allein durch das Zeugnis der Christen, d.h. derer, die sich unter derselben Aufgabe sehen, wegen deren Erfüllung sie Jesus den Messias/Christus nennen. „JHWH soll unser Gott sein“ ist dann gleichbedeutend mit dem Bekenntnis zu Jesus, dem Christus, d.h. dem lange als wahre Abbildung JHWHs erwarteten Messias oder dem Gott des Volkes. In Jesus ist der Gott des Christentums *geworden*! Und wo diese Soma wahrgenommen wird, da ist JHWH zu „sehen“!

Die mythische Hermeneutik setzt grundsätzlich den als Maler handelnden – den abbildenden – Menschen voraus, der den unterschiedlichsten Bildern als Abbildern eines gemeinsamen Originals begegnet. Wie der Maler die Bilder liebt, weil er in ihnen das Original sieht, so ist die Nächstenliebe die Sichtbarkeit JHWHs. Gottesliebe ist Nächstenliebe. Bezeugt nicht die vorbehaltlose Gemeinschaft die gemeinsame Geborgenheit in der Hand eines Höheren, dann kommt der Schöpfer nicht vor. Dann kennt die ganze Welt nur ihre jeweiligen Götter. Da es aber das Anliegen bzw. die frohe Botschaft der Bibel ist, vom Schöpfer aller Götter dieser Welt zu erzählen, kann eine Ausschaltung des Menschlichen zugunsten einer objektiven Lehre nicht biblisch sein.

Der Schöpfung und dem Schöpfer gerecht zu werden, erfordert die Einordnung in die Geschöpflichkeit, d.h. ein Loslassen aller angeblich „überendlichen“ Ansprüche (aller Götter) und verbindet dadurch z.B. auch mit dem buddhistischen Weg. Im Verzicht auf jede Absolutheit eines eigenen Gottesbildes liegt die Akzeptanz des Lebens als Geschenk, das den Einsatz des eigenen Ichs sinnvoll macht, weshalb die Semantik eines Weltenschöpfers nur das selbst getragene Kreuz sein kann. Jesus opfert alles, damit nichts an die Stelle JHWHs tritt. Das ist der biblische Sinn des Kreuzesopfers, der nur in der Hermeneutik des Mysteriums einsichtig ist. Es ist diese alte Mythik des Opfers, die in allen Kulturen und Gesellschaften sehen lässt, woran man sich orientiert. Die Orientierung (der Gott) leitet das Opfer, weshalb das Opfer die Orientierung bezeugt, was die Bibel schon in der Gestalt Abrahams festhält.

Von „wahrer Abbildung“ zur Erkenntniswahrheit

In der menschlichen Malerperspektive stellt die Logik der Erkenntnis die Vorgaben eines *speziellen* Bildes dar. Für dieses Bild ist die mythische Hermeneutik seines Malers wegen des Selbstbezuges nicht akzeptabel und nur durch Formulierung „ihrer Wahrheit“ rezipierbar. Um solche in den Wahrheitshorizont hinein geschehende Abbildung beobachten zu können (wie in der vorliegenden Abhandlung), bleibt die mythische Perspektive bzw. ihre biblische Variante absolute Voraussetzung.

Platon hatte die alte kulturübergreifende Hermeneutik, auf der auch die biblische basiert, in seiner sog. „Ideenlehre“ zusammengefasst. Doch die im hellenistischen Kontext lebenden Kirchenväter schließen sich dem Neuplatonismus an, d.h. dem wahrheitsgemäßen Verständnis Platons, welches die als Ideenwelt/Schattenwelt thematisierte mythische Relation von Schöpfer/Geschöpf im Binnen-

system der Erkenntniswahrheit als Relation von Geist und Materie versteht: Die Wahrheit der Materie ist der Begriff.

Der Maßstab einer „wahren Abbildung“ ist das Wiedererkennen (Anamnese) des Originals durch einen Menschen. So wenig das Abbilden ein logischer Vorgang ist, ist es das Wiedererkennen. Folglich kann der Mensch mit einem Bild zufrieden sein, weil er darin das Original wiedererkennt, – und dennoch lässt sich die Güte der Abbildung im Horizont des Bildes nicht bewerten. Denn im Bild besteht eine andere Situation; in ihm richtet sich die Wahrheit des Details nach der Einordnung in die Vorgaben des Bilderrahmens. Eine (im mythischen Sinn) „wahre Abbildung“ ist deshalb nicht identisch mit derjenigen Wahrheit, welche die *Erkenntnis* herstellt. In dem von ihr gezeichneten Bild richtet sich die Wahrheit nach dem aristotelischen Widerspruchssatz. Auf diese Weise versteht sich die Erkenntniswahrheit als die Wahrheit des Mythos – als die endlich zu sich selbst gekommene Wahrheit der bewährten Traditionen. Deshalb besteht im Bild kein Anlass, die Terminologie (griechisch: Alétheia) zu wechseln. Im vorliegenden Text aber, der die menschliche Malerperspektive vertritt, wird die mythische „wahre Abbildung“ vom logischen Wahrheitsbegriff unterschieden, der oft durch den Zusatz „Erkenntnis“ verdeutlicht wird.

Die mythische Frage nach der „wahren Abbildung“ verliert das Interesse angesichts der Frage nach der (Erkenntnis-)Wahrheit, die natürlich auch auf die biblische Überlieferung angewandt wird: „Was sagt uns die Bibel?“ heißt immer: „Welche Wahrheit spricht die Bibel?“ Die Wahrheit versteht sich als Resultat der korrekten Erkenntnismethodik. In ihrem Horizont gilt der Terminus „Mythos“ (die Erzählung von der Herkunft) dann als Bezeichnung für eine noch *naive* Welterklärung.

In der Figur der Erkenntniswahrheit verliert die westliche Kirche das Mysterium schon früh, indem sie die Verantwortung des Glaubens der Klärung seiner (Erkenntnis-)Wahrheit anvertraut. Die „Bedeutung“ der Erlebniswelt komponiert sich dann aus den Elementen des Sinnhorizontes menschlicher Reflexion – ganz anders als das menschliche Wiedererkennen (Anamnese) der Herkunft im endlichen Bild. Während die anamnetische Bilderverehrung, die sich in der östlichen Kirche erhalten hat, der unbedingten Relevanz des Mysteriums in der *Theoria* (Schau) Ausdruck verleihen will, sucht die „westliche“ Tradition schon früh die *Wahrheit* der Anamnese und schätzt das Bild wegen seiner didaktischen Fähigkeit, die Wahrheit auf derjenigen Ebene zu gestalten, auf welche der Mensch mit seinen *Sinnen* Zugang hat. Eine solche Handlung, welche die göttliche Wahrheit so gestaltet, wie Christus die Offenbarung Gottes ist, heißt schon bei Augustinus „Sakrament“. Seitdem gärt ein Zwiespalt: Die hellenistisch beeinflusste Theologie bemüht sich mit ihrer Erkenntnisfrage um die Wahrheit der mythischen „wahren Abbildung“ und erklärt sie als „Sakrament“. Die im mythischen Denken beheimatete Gesellschaft aber erkennt im Sakramentsbegriff zwar das Mysterium wieder, aber denkt nicht daran, das Original durch das Bild zu verdrängen. Aus dieser Differenz zwischen Mysterium und Sakrament entwickelt sich diejenige zwischen ostkirchlicher *Theoria* und westkirchlicher *Theologia*.

Weil der Mythosbegriff jetzt Unwahrheit meint, lehnt die abendländische Theologie ihn im Zusammenhang der Bibel ab. Was er aber an Wahrheit enthält, bewahren die Theologen in ihrem Konstrukt des *Sakraments*. Sie beginnen, die Theologie als die (Erkenntnis-)Wahrheit ihres Erlebens zu akzeptieren. Über die oft gespürte Unzufriedenheit mit der lehrhaften Formulierung trösten sie sich in dem Bewusstsein der Endlichkeit aller menschlichen Bemühungen hinweg. Solange der Gesellschaft die anamnetische Dimension noch bewusst ist, reicht es, wenn sich das persönliche Wirklichkeitserleben angesichts des theologischen Bildes „schlecht und recht“ wiedererkennen lässt. Das hat Menschen geschichtlich immer wieder dazu bewegt, theologischen Lehren zuzustimmen, so dass diese sich systemintern fortentwickeln konnten. Da die Prinzipien einer jeden Abbildung unabhängig davon in Kraft bleiben und deshalb auch für die theologische Abbildung gelten, gilt auch die Unmöglichkeit des Rückweges vom Bild zum Original: Die abendländische Kirche wird durch eine Eigenlogik theologischer Argumentation gestaltet, die weder einen Rückweg, noch ihren Autor kennt.

Erkenntnis als Verlust des Menschen

Mit der Formulierung von Wahrheit als Antwort auf die Erkenntnisfrage geht ein Dimensionenverlust einher, indem die „drei Dimensionen“ mythischer Gegenwart in zweidimensionaler Logik dargestellt

werden. Die geschichtliche Begegnungsrelation, die im Mythos die Gegenwart der Herkunft *ist*, wird dadurch zu einer begrifflichen Relation im Reflexionshorizont, welche zwei Pole (Materie und Geist) enthält: erstens ein sinnhaftes Geschehen, ein Zeichen, eine Handlung, und zweitens eine Begrifflichkeit, welche die Wahrheit der Handlung (das „Ist“) aussagt.

Das *mythische* „Ist“ entspricht dem durch den Betrachter gesprochenen „Ist“, wenn er vor einem Bild stehend feststellt: „Das ist ein Apfel.“ Ein solches Abbildungs-Ist qualifiziert das Bild als Abbildung eines Originals, erlaubt aber keinen den Abbildungsprozess umkehrenden Rückweg, der vom Bild zum Apfel führt. Wird die Anamnese aber zum „Ist“ des Urteils, dann ist die begriffliche Bedeutung die Wahrheit der Zeichenhandlung. „Dieses Ding ist (in Wahrheit) dieser Begriff.“ So ist das Ereignis (das Zeichen) durch die begriffliche Definition bestimmt. Es ist kein unberechenbares Mysterium; es erzählt nicht selbst (Mythos), sondern wird durch den Sinnhorizont bestimmt.

Im Horizont der Wahrheit findet sich nur Wahrheit und diese Realität muss universal sein. Auch theologisch erfordert die Botschaft vom Gott, der die „Wahrheit“ ist, eine prinzipiell an der Wahrheit orientierte Argumentation, die nichts als Wahrheit darlegt. Das verrät eine Systemkonstruktion, die – wie jedes Bild – ihren Maler nicht kennt. Im theologischen System kann der Verlust nicht auffallen, und ein „Außerhalb des Wahrheitshorizontes“ kann es nicht geben. Bemerkenswert wird das ausschließlich in der Perspektive des Mythos, die auch diejenige der Bibel ist, als deren entmythologisiertes Abbild sich aber die Theologie versteht.

Erkenntnis spricht nicht von menschlichem Wiedererkennen seiner Herkunft, sondern von Relationen im Begriffshorizont. Der Mensch fungiert nicht mehr als Maler, der ein Anderes abbildet und auch wiedererkennen kann, wenn er das Bild sieht. Theologie arbeitet vielmehr in der autarken Eigenlogik der Begrifflichkeit, die dem Original so wenig gerecht wird wie die aristotelische Lehre der platonischen Ideenlehre, als dessen Wahrheit sie sich versteht.

Zur Einordnung in den größeren hermeneutischen Zusammenhang ist grundsätzlich zu unterscheiden

- die Abbildung des „Voraus“, welche durch die Wahrnehmung der menschlichen *Sinne* geschieht (Namensprache), hinter die ein Mensch nicht zurückgreifen kann,
- von deren *begrifflicher* Abbildung, als welche die Kulturen entstehen, bei der das Bewusstsein des Malers wach bleibt, es handele sich „nur“ um Abbildung,
- von schließlich der darauf aufbauenden weiteren Abbildung, welche unter Berücksichtigung der *Erkenntnisbedingung* geschieht und aufgrund welcher das Subjekt den logisch widerspruchsfreien Horizont als universalen versteht (das abendländische Weltbild).

Da jede Abbildung eine Reduktion ist, stellt die Erkenntniswahrheit eine spezielle Abbildung des Mythos dar, der nur noch die bildeigenen Kategorien zur Verfügung stehen.

Zum Vergleich noch einmal: Die platonische wie auch die biblische Malerperspektive sehen den endlichen Menschen als Teil des Bildes, weil sie ihn als Abbild seiner Seele bzw. als Abbildung des Schöpfers verstehen. Die Seele ist sich ihres Weltbildes (und damit zugleich des eigenen Körpers) bewusst. Die Soma (Körperlichkeit) macht das Bild aus und soll ein „wahres Abbild“ ihrer Herkunft sein.

Diejenige Abbildung aber, welche die (Erkenntnis-)Wahrheit des Mythos ist, ist eine Abbildung zweiten Grades, welche die mythische Hermeneutik in den Bilderrahmen der absoluten logischen Widerspruchsfreiheit hinein abbildet, wobei der erlebende Mensch – da er Maler/Autor ist – außerhalb des Wahrheitsgemäldes bleibt. Für ihn sind Gott und Mensch dann zwei Akteure im Rahmen des gezeichneten Bildes, weshalb wie Gott zum *Gottesbegriff* auch der erlebende Mensch zum systeminternen „Subjekt“ geworden ist, der im Koordinatengeflecht des Bildes den Bedingungen des Wahrheitshorizontes „unterworfen“ ist und auf diese Weise das der Malerperspektive zugehörige Bewusstsein um die Reduktion, die jedes Bild darstellt, nicht besitzt.

Da ein Bild grundsätzlich keinen Rückweg kennt, kann Erkenntnis – die zweistellige *Abbildung* des Mythos – keine Hermeneutik im Sinn der Abbildung akzeptieren, die ja von einem dem Bild externen

Original spricht. Ohne die Möglichkeit einer Relativität der Abbildung bleibt vom Mysterium allein das Bild: das Sakrament, das nicht mehr im Horizont der biblischen Hermeneutik steht.

Die Logik der Wahrheit erlaubt nun die unbeschränkte Bewegung in alle logischen Richtungen *des begrifflichen Bildes* (z.B. die Unterscheidung von „vertikaler“ und „horizontaler Inkarnation“ oder ein Zurück in die Vergangenheit), ohne dadurch die reduzierte Bildcharakteristik zu verlieren. Vom Mythos menschlichen Erlebens – von einer dritten Dimension – jedoch erlangt sie keine Kenntnis. Zwar kann jedes Bild der Anlass für ein menschliches Wiedererkennen sein, aber kein Bild findet aus eigener Logik oder eigenem Anspruch aus den eigenen Grenzen hinaus zum Original. Infolgedessen kann eine *wahrheitsgemäße* Reflexion den Mythos nicht mehr erreichen – jedenfalls nicht als dasjenige Original, dessen Abbildung sie darstellt, sondern nur als den „kausalen“ Vorgänger eines Fortschritts, den die historische Wissenschaft beschreibt.

Die Hermeneutik der Vater-Sohn-Relation

Die Vater-Sohn-Beziehung liefert das hermeneutische Modell, die Herkunft dieser Welt zu verstehen. Die Lebenszeugung lässt den Autor des Lebens im neuen Werk wiedererkennen, weshalb das unzerstörte Leben als *wahre Abbildung* bzw. als göttlich oder heilig und der Weg zum vollkommenen Leben als Theosis, als Vergöttlichung, gilt. Auch Israel verwendet wie die Nachbarvölker für die Relation zwischen Schöpfer und Welt die Vater-Sohn-Relation als Ausdruck des Wiedererkennens: In wem die Herkunft des Lebens wiedererkannt werden kann (in Ägypten z.B. im Pharao), der ist der Sohn des Allerhöchsten oder die Orientierung (der Gott) des Volkes.

Das Mutter-Kind-Verhältnis dient der wesentlichen Unterscheidung zwischen Abbildung und Erkenntnis: Der Abbildungsprozess ist nicht umkehrbar; das Leben kennt kein Zurück. Die Theosis (Gottwerdung) impliziert die *Richtung* der Abbildung, die im alten Begriff der Mäeutik (Hebammenkunst) Ausdruck findet. Dieser Begriff ist heute fast vergessen, weil die Erkenntnislogik in alle Richtungen *ihrer* Welt Zugang besitzt – auch nach rückwärts. So entsteht die theologische Figur, die das Resultat der Gottwerdung als die Wirklichkeit der Geschichte voraussetzt und Geschichte als Inkarnation dieses Gottes betrachtet, wodurch sich die Theologie zum geschlossenen begrifflichen System entwickelt.

In der mythischen Tradition ist im johanneischen Vater-Sohn-Verhältnis der Sohn die Antwort auf die urjüdische Frage nach dem Vater. Er ist deshalb der Sohn, weil er den Vater wiedererkennen lässt. Wer den Sohn gesehen hat, hat den Vater gesehen. Dieser johanneische Satz (Jo 14,9) steht im Perfekt und nicht im Präsens, was in diesem Fall die Anamnese vom logischen Urteil unterscheidet. Wer Jesus als Messias preist, realisiert keine Zuordnung im Horizont des begrifflichen Sinnhorizontes. Vielmehr bietet das Sehen die Gelegenheit, die menschliche Herkunft wiederzuerkennen. Das Perfekt steht, weil die begriffliche Trennung von Sohn und Vater als Reflexionsprodukt (und somit als Bild) im Nachhinein geschieht, während das Erleben keine solche Trennung kennt. Das Erleben *ist* die Begegnung, die Differenzierung von Ereignis und Bedeutung aber geschieht nachträglich und ist nicht die Begegnung.

Es begegnet nicht der Sohn dem Vater, sondern das Geschehen ist Begegnung mit einem „Voraus“, das wiedererkannt wird wie der Vater beim Anblick des Sohnes. Nur im Bekenntnis zu Jesus als der wahren Lebensorientierung *wird* Jesus zum Sohn des Vaters. „Ihr seid alle Söhne Gottes *durch den Glauben* Jesu“, schreibt Paulus an die Galater (Gal 3,26) und spricht damit aus, dass jeder, der sich an JHWH orientiert, aufgrund seines Handelns zum Sohn wird, d.h. zur Semantik des Vaters. Wenn Jesus der Sohn „ist“, dann handelt es sich keineswegs um die Urteils-Kopula, sondern um das Ergebnis der Anamnese: Wer Jesus sieht, erkennt den Vater wieder, weshalb Jesus auch das „wahre Bild“ ist, das die Kulturen als Gott bezeichnen, das Israel als Messias erhofft und das für seine Jünger die Semantik JHWHs ist, so dass sie in Orientierung an diesem Gott der Welt einen Weg zum Frieden weisen können und sollen.

Auf dieser mäeutischen Basis ruht noch in der frühen Christenheit das Verständnis Jesu als Sohn und als Bild (auch als Engel), – ein Denken, das *als Theosis* der theologischen Wahrheitserkenntnis *vorangeht* und das hermeneutische Gegenteil jener späteren sakramentalen Repräsentation eines Gottes-

begriffs vor Augen stellt, die den Priester aufgrund der Weihe zum Repräsentanten Christi erklärt (198).

Wenn der Rückweg dem Menschen nicht vergönnt ist, dann täuscht sich, wer ihn zu gehen meint: Während der Mythos bemüht ist, eine Botschaft auf die Welt zu bringen, erkennt sich die Erkenntnis selbst. Der biblische Lebensbegriff, der das Resultat der Erschaffung (der Abbildung) meint, reduziert sich in der Erkenntniskultur auf das Verb „Sein“: Die *Wahrheit* des Lebens ist das (logische) Sein. So wird die mythische Wirklichkeit in den menschengemachten Bilderrahmen der Widerspruchsfreiheit hinein abgebildet und mit Hilfe dieses Werkzeuges wird sodann das Leben (!) definiert, – mit der Konsequenz, dass dem Menschen sein eigenes Werk zur Lebensorientierung angeboten wird.

Das Christus-Bekenntnis als „Ja“ zum Schöpfungsauftrag

In der Messias-Bezeichnung kommt die zentrale Botschaft zum Ausdruck, in Jesus habe das Volk die lang ersehnte Semantik JHWHs, so dass es sich jetzt an IHM orientieren und eine ebensolche Abbildung JHWHs gestalten kann. Es tritt aber kein Begriff an die Stelle JHWHs; vielmehr werden Menschen aufgefordert, sich und ihre Welt so zu gestalten, dass derjenige vorkommt, den die Jünger in der Begegnung mit Jesus erlebt haben: ein „Ja“ zum Leben *aller* Geschöpfe. Insofern spricht die Christus-Bezeichnung biblisch vom Mythos menschlichen Wiedererkennens; erst theologisch stellt sie einen vom Gottesbegriff abgeleiteten Terminus dar.

Das biblische Bekenntnis setzt die Möglichkeit unendlich vieler Bilder voraus, wie sie im Modell der Abbildung bzw. in Gen 1,26 im Begriff „dēmüt“ ausgesprochen ist und wie auch Paulus von den vielen Gliedern spricht, die zusammen den *einen* Leib Christi bilden, wenn sie „wahre Abbilder“ sind. Der Begriff „dēmüt“ meint die Übereinstimmung der unterschiedlichen (!) Bilder darin, „wahre Abbilder“ des Originals zu sein. Wie jedes Original zahllose Abbildungen erlaubt, so auch lässt sich überall, wo das Leben auferbaut wird, JHWH wiedererkennen.

Das erklärt sich, weil kein Bild die Verpflichtung enthält, es als Abbild zu lesen bzw. ein Original zu erwähnen. Es ist immer das menschliche SELBST, das die Bilder als Abbilder liest und das Original wiedererkennt. Geschieht solches, dann nimmt das Bild trotzdem dem Original nicht die Freiheit, sich auch ganz anders abzubilden. Kein Bild kann aufgrund seiner Bild-Kategorien das Original einfordern. Stellt ein Maler ein zweites Bild her, so ist er nicht den Kategorien des ersten Bildes, sondern allein dem Original verpflichtet! Es handelt sich um die Mäeutik der Abbildung im entscheidenden Unterschied zur logischen oder kausalen Relation des Wahrheitshorizontes, welche grundsätzlich die Möglichkeit des Rückweges impliziert.

Als Botschaft von der originalen Lebensorientierung ist Christus nicht das *Original* der Abbildung, sondern die *Anleitung* für alle künftigen Abbildungen. Auch das ist kulturgeschichtlich (strukturell) nichts Besonderes: Nicht die Orientierung eines Volkes, nicht sein Gott wird abgebildet, sondern die Herkunft. (Diese Unterscheidung ist den Kulturen durchaus bekannt!) Der Gott ist als „wahre Abbildung“ die *Anleitung* für eine gelingende Abbildung der Herkunft auf vielen Wegen und durch jeden Menschen, damit die Herkunft in der geordneten (Stammes-)Gemeinschaft sichtbar werde und das Leben blühe. Entsprechend predigt der Kolosserbrief keine Abbildung *Christi*, sondern die Abbildung *JHWHs* gemäß der Abbildung durch Christus („kat’ eikóna“ Kol 3, 10).

Der paulinische Begriff des Hauptes hebt dabei die schon durch die Messias- oder die Gottesbezeichnung ausgesprochene Orientierungsfunktion für das Leben hervor (die „wahre Abbildung“). Es geht um die Steuerung der Abbildungen in der Nachfolge Jesu, – eine Steuerung, die das Ganze des Leibes einbezieht (dazu gehören z.B. die Hand, aber auch *Auge und Ohr*: 1Kor 12). Alle Glieder nehmen teil am Christus-Geschehen. Paulus unterscheidet nicht zwischen Kopf und übrigen Körper; er führt keine Trennung in die endliche Soma ein, mit der sich eine Unterscheidung von besonderem und allgemeinem Priestertum legitimieren ließe. Das entspricht seiner Petrus gegenüber vertretenen Zurückweisung einer Verpflichtung auf jüdische Bräuche oder auf traditionelle gesellschaftliche Unterschiede.

Wie Paulus jedem Gesetz die *göttliche* Geltung abspricht und gerade deshalb eine frohe Botschaft für die „ganze Welt“ verkündet, so kann es keine Rolle spielen, dass Jesus männlichen Geschlechts war oder dass schon in apostolischer Zeit das Bischofsamt immer Männern vorbehalten war. Wenn K. H. Menke die entsprechende Bindung an das männliche Geschlecht zum sakramentalen Wesen der Kirche rechnet und von einer „theologischen Bedeutung der Geschlechterdifferenz“ (79) spricht, dann ist dies ein unbiblisches Denken, eine Folge der durch die theologische Abbildung ins polare Erkenntnischema geschehenen Reduktion.

Das „>Voraus< Christi vor seiner Kirche“ ist das „Voraus“ des Schöpfungsauftrages vor allen Geschöpfen, aber keine innergeschöpfliche Differenzierung. Im Bekenntnis zu Jesus als Gott liegt ja gerade die Absage an alles Etagen-Denken, an jeden Maßstab, der sich über die Geschöpfe stellt. Jesus ist „unser Gott“ – er soll „unser Gott“ sein –, weil er in seinem Zeugnis für einen Schöpfer allen Geschöpfen den Weg zum Frieden weist und keinen Gott respektiert, der diese Gemeinschaft sprengt.

Weil aber die westliche Theologie unter der Christus-Bezeichnung ihren Gottesbegriff vernimmt, erkennt sie im paulinischen „Leib-Christi-Modell“ die griechische Polarität von Wort (Geist) und Leib (Materie) wieder, die sie im speziellen Bekenntnis zu Christus dann als „Sakrament“ bezeichnet. So findet die „wahre Abbildung“, von welcher der Mythos erzählt, zu ihrer theologischen Wahrheit in der Unterordnung unter das kirchliche „Voraus“ bzw. unter die Wahrheit des Dogmas. Infolge des Ersatzes des (externen) Anderen durch die (interne) Wahrheit klafft nun eine innerweltliche Differenz im Sinn von Hierarchie und Kirchenvolk, in deren systeminterner Harmonie sich dann Frieden und Einheit „privat“ realisieren können.

Prinzipiell ist es diese Verlagerung der Differenz der Abbildung in das Bild hinein, aufgrund der mit der mythischen Hermeneutik auch die berechnete Pluralität der Verschiedenen („dēmūt“) verloren geht und durch die „legitime Pluralität“ ersetzt (II. Vat. Lit. 38; Ökum. 17) wird, die im Gottesbegriff ihr Maß findet, den Rückweg beansprucht und JHWH verdrängt. Solche hermeneutische Schiefelage kann sich nicht auf die Bibel berufen. Biblisch gibt es keinen Christus, der seinem Leib gegenüber steht; denn das einzige „Es gibt“ (die Existenz) Christi ist sein Leib bzw. die Kirche.

Der „christologische“ Ansatz

Grundsätzlich beginnt die christliche Tradition mit dem Bekenntnis zu Christus. Jesus ist der *Anlass*, „Christus“ die *Aussage* des Bekenntnisses. Wird das Christusbekenntnis zur Basis des Christentums, dann weil der Name auf das Benennen verpflichtet: Die Frage nach JHWH ist nun beantwortet, so dass die Welt an dieser originalen Orientierung ausgerichtet werden kann. Die Welt soll (paulinisch) Soma, d.h. zum „wahren Bild“ JHWHs gestaltete Geschichte werden. Das ist das Programm der „Urkirche“.

Das *bekennende* „Ist“ in „Jesus ist der Christus“ beruht auf Anamnese und stellt kein Urteils-Ist im Horizont der Erkenntniswahrheit dar. Die Unterscheidung setzt die Perspektive des Abbildenden bzw. die mythische Hermeneutik der Zeugen oder Jünger voraus; sie ist deshalb im Erkenntnishorizont (bildintern) nicht nachvollziehbar. Wird das „Ist“ aber mangels Alternative als logisches Urteil verstanden, dann sind mythische Hermeneutik und Mäeutik verloren. Aus der systemexternen Perspektive der Anamnese ist ein begriffliches Urteil geworden, welche einen adäquaten Ansatz für eine theologische Theorie liefert.

Fragt die Theologie nach der Wahrheit der geschehenen Offenbarung, dann setzt sie als Subjekt der Handlung ihren Gottesbegriff voraus. Wenn klassische Theologie von „Christus“ spricht, dann denkt sie „Gott“ – in der Weise seiner Offenbarung, so dass Menke traditionskonform dem Ansatz bei „Christus“ alle Theologie nachordnet (9). Mit diesem ursprünglichen Ansatz aller christologischen Reflexionen erliegt die Argumentation dem Irrtum, das Bekenntnis zu Jesus als Gott sei dem theologischen Gottesbegriff verpflichtet: Er sei es, der sich in Jesus offenbart. Daraus folgt: Erklären sich die „Wunder“ Jesu theologisch aus seiner Gottheit, dann ist just der Rückweg eröffnet, welcher im Begriff der Mäeutik oder auch (biblisch) im „Hl. Geist“ ausgeschlossen ist. Das Mysterium öffnet nicht mehr Horizonte, sondern das Wunder geschieht, weil Gott am Werk ist!

Ist Gott im theologischen Ansatz vorausgesetzt, dann steht nur zur Frage, was die Wahrheit seines Handelns sei: „Was geschieht wirklich?“ Als Antwort sind dann die dreiunddreißig Jahre des Lebens Jesu (188.225) zu nennen, die sich aus keiner Theorie ableiten lassen, sondern dem freien Willen Gottes entspringen. Ohne sein Handeln ließe Gott sich nicht erkennen, weshalb das Leben Jesu die Selbstoffenbarung Gottes (des Gottesbegriffs) ist. Daraus ergibt sich als Struktur des Sakraments die „Proportionalität“ göttlichen und menschlichen Handelns.

Diese (Erkenntnis-)Wahrheit des Christus-Bekenntnisses liegt auch in Gestalt der dogmatischen Formulierungen der frühen Konzilien vor. Sie enthalten als Wahrheit des mythischen „Ist“ die Urteilkopula des „Gott und Mensch“, die sich innerhalb des Wahrheitshorizontes nicht ableiten lässt und deshalb als zentrales Geheimnis (Mysterium!) zum kirchlichen Dogma wird, das den absoluten Grundbaustein für die christliche Theologie des Abendlandes darstellt.

Schon in Nizäa wird das Wesen Christi auf das Wesen Gottes zurückgeführt und Jesus Christus von allem Gewordenen/ Geschöpflichen unterschieden. Eindeutig „definiert“ das Konzil von Chalkedon Jesus als „vollkommen in der Gottheit“. Unabhängig davon, dass Jesus in demselben Satz auch als „vollkommen in der Menschheit“ ausgesagt wird, belegt spätestens diese Formulierung, dass der *Gottesbegriff* zugrunde liegt, der in hermeneutischer Rückwärtsrichtung Jesus legitimiert und dadurch die Basis der Theologie bereitstellt. Wenn die Konzilsdefinition dann eine Formulierung von Maßgeblichkeit und Differenz versucht, zeigt das den Willen, dem Mysterium gerecht zu werden – aber eben im Horizont der Erkenntniswahrheit. Keines der Konzilien versucht sich an einer semantischen Klärung des Wortes „Gott“ bzw. des Wesens Gottes.

Solche Theologie ist konsistent, weil sie im Horizont aristotelischer Erkenntnis die Realität auf dem Begriff erbaut weiß und den Begriff als die Wirklichkeit des sichtbaren Geschehens versteht. Aber sie steht konträr zur Hermeneutik der alten Kulturen und der Bibel, in der die Begrifflichkeit als eine menschliche Errungenschaft gilt, die das Geschehen nur abbildet – das Geschehen, das selbst das Wort (Mythos) eines Anderen *ist*.

Festzustellen, das erlebte Mysterium, die menschliche Betroffenheit oder der geschichtliche Mensch Jesus hätten nicht im Blickfeld der Theologie gestanden, wäre nicht korrekt. Vielmehr interessiert davon – wie in aller Erkenntnis – nur die Wahrheit; und diese ist das „Sakrament“. Der Gottesbegriff gibt den Horizont vor, auf welchen seine Offenbarung beschränkt bleibt. Entsprechend gibt die Theologie vor, welche Handlungen die Offenbarungswahrheit „repräsentieren“: die sakramentalen Vollzüge. Steht die Christusbezeichnung für den Gottesbegriff, dann ergibt sich das Verständnis des Sakraments als Repräsentation des „>Voraus< Christi vor seiner Kirche“ (76ff).

Die im theologischen Ansatz implizite Marginalisierung des Menschen Jesus wird zwar theologisch in aller Deutlichkeit zurückgewiesen, weil die Theologen das Gegenteil unterstreichen: Die Wahrheit Gottes hat sich als der *Mensch* Jesus geoffenbart. Im Horizont universaler Erkenntniswahrheit ist das korrekt und steht sogar im Widerspruch zur hellenistischen Wahrheitssuche, die sich von der Geschichte weg der reinen Begrifflichkeit zuwendet.

Dennoch ist der Verlust des Menschen Fakt, insofern die Theologiegeschichte den Menschen Jesus nur insoweit beachtet, als er die sinnengemäße Überbringung der Wahrheit Gottes ist. In dieser Hinsicht besitzt er dann die Maßgeblichkeit, auf die sich die kirchliche Tradition beruft. Jesus ist Thema, weil er Gott sei. „So wie die menschliche Natur Christi nur *in* der göttlichen Person des göttlichen Sohnes *subsistiert*“ (166), wird auf „das dem Logos hypostatisch geeinte Menschsein Jesu“ (169) reflektiert. Die Berufung der Theologie auf Jesus ist folglich die zirkelhafte Berufung auf den selbst vorgegebenen Gottesbegriff, die nur deshalb keinen *Circulus vitiosus* darstellt, weil der Erkenntnishorizont für die Erkenntnis universale Geltung besitzen *muss*. Unter Berücksichtigung der mythischen Malerperspektive aber stellt diese sakramentale Maßgeblichkeit der Geschichte eine Selbsttäuschung dar; denn die spezielle Autorität Jesu, der sich der Theologe unterstellt, hat er Jesus zuvor in der theologischen Gottesbezeichnung selbst verliehen.

Ein auffallend differenter Umgang mit dem Mysterium ist in anderen Kulturen zu beobachten: Breites Interesse bringt die Menschheit z.B. Mahatma Gandhi entgegen. Der Mythos aller Kulturen weist

Orientierung zur Gestaltung eines glücklichen Lebens, und insoweit er sie findet, nennt er sie „Gott“. Das ist Proportionalität – als mythische Basis. Wenn dann nach biblischer Tradition der Schöpfer des Lebens selbst allen Lebewesen ihr Lebensrecht zusprechen will, dann widerspricht diese einzigartige biblische Botschaft nicht der Suchbewegung der Menschen und beruft sich auch nicht auf außergeschichtliches Wissen, sondern verpflichtet auf das Bundesversprechen, JHWH abzubilden. Mit anderen Worten: „Bevor du vom biblischen Gott sprichst, zeige ihn durch deine Lebensorientierung, damit dein Reden einen Sinn hat!“ Das ist der christliche Friedensweg. Doch im theologischen Denken heißt das: Repräsentation des Gottesbegriffs.

Es liegt am unterschiedlichen Ansatz und Selbstverständnis, dass Menke zusammen mit der theologischen Tradition ein Ausschließlichkeitsverhältnis zwischen „funktionalem“ und „sakramentalem“ Ansatz behauptet (186); denn die alle Lebewesen verbindende Frage nach Wegen glücklichen Lebens schlägt den *mythischen* Weg ein, während sich das Erkenntnisinteresse von den menschlichen Beweggründen abwendet und den Strukturen des Gottesbegriffs folgt. Plausibel klingt solche Dogmatik als Unterstreichung der göttlichen Selbstoffenbarung im Unterschied zu den egoistischen Wünschen der Lebewesen, so dass der „Funktionalismus“ als „Wunde des Katholizismus“ (294ff) erscheint, als bestände das Kreuz im Verzicht auf die Suche nach Glück. Doch diese Kontroverse ist mythologischen Ursprungs und nicht biblisch. Die Frohe Botschaft der Bibel erfüllt den Lebenswunsch der Geschöpfe JHWHs!

Das theologische System

Die Bindung des Sakraments an die geschichtlichen Details der Selbstaussage Gottes ist nur schlüssig in einem Horizont, in welchem der Gottesbegriff fraglos ist, d.h. im Horizont der Erkenntniswahrheit, in dem sich die Verkündigung allein darauf beziehen kann, *dass* und *wie* Gott sich gezeigt habe. Allein Gottes freier Ratschluss bildet den Inhalt der theologischen Lehre. Dieses alltägliche und selbstverständliche Sprechen von „ihrem Gott“ prägt alle mythischen Kulturen und so auch die Theologie, da der biblische Gott mit der Wahrheit dessen, wovon alle Mythen sprechen, d.h. mit dem Gottesbegriff identifiziert wird. Der Gedanke einer eventuellen Differenz kann im Horizont der Erkenntniswahrheit nicht präsent sein.

Folglich beruht die *Selbstverständlichkeit* des Gottes christlicher Dogmatik auf der mythischen Wirklichkeitserfahrung, welche die Welt als Bild – als Mysterium – betrachtet. Dieses jedem Erleben vorgängige Bewusstsein sucht schon immer nach einer „wahren Abbildung“ – und findet schließlich die (Erkenntnis-)Wahrheit, deren Bedingung damit zum impliziten Gottesbegriff wird.

Beide Horizonte sind „universal“ zu verstehen: der mythische, weil er der dem Menschen vorgegebene Horizont endlichen Bewusstsein ist, der Wahrheitshorizont aber, weil er kraft eigener Logik alle Unwahrheit als unreal einstuft und zum Träumer erklärt, wer sich diesem speziellen Horizont selbst nicht unterwirft.

So betrachtet stellt das Christentum eine Kultur wie viele andere dar, die sich – wie eine jede für sich – auf ihren je eigenen Gott beruft. Auf ihren speziellen Wurzeln ist dann die gesamte moderne Welt entstanden, die Wissensgesellschaft, die keinen anderen Gott kennt als eben den Gott der Wahrheit. Was Wunder, dass diese aus christlichen Wurzeln hervorgegangene Gesellschaft das Wort „Gott“ und ebenso die Sakramente streichen und sich „atheistisch“ verstehen kann. Infolge der Aufklärung musste die Suche nach einem christlichen Spezifikum im Relativismus enden, dem die Kirche nichts entgegenzusetzen hat, weil die spezifisch-biblische Botschaft im spezialisierten Horizont der Theologie prinzipiell nicht ausgesagt werden kann.

Den Sinn zu verlieren heißt, die Position in jenem Netz zu verlieren, welches den Horizont der Realität aufspannt. Sinn und Existenz Gottes lassen sich in diesem Horizont nicht ausmachen, was kein Verlust ist, denn die metaphysischen Restbestände, die sich mit dem Wort „Gott“ in der wissenschaftsgeprägten Welt noch verbinden, haben weder etwas mit dem biblischen JHWH-Verständnis gemein, noch mit dem in den Kulturen zu findenden Verständnis Gottes als des „wahren Abbildes“. Trotz solcher Abkehr von den Traditionen gibt es Lebensorientierungen bzw. moderne Götter in großer Anzahl.

Von der biblischen „Offenbarung“ so etwas wie einen Gottesbeweis zu erhoffen, liegt völlig außerhalb des biblischen Denkens und auch seiner kirchlichen Wahrheit. Wenn die Theologie den Offenbarungsbegriff denkt, dann spricht sie nicht von Hermeneutik oder Semantik eines Weltenschöpfers, sondern von Ereignissen, die ein im Reflexionshorizont immer schon vorausgesetzter spezifischer Gott durchzuführen beschlossen habe. Je deutlicher dieser Horizont aber im Spätmittelalter als ein bedingter erscheint – was inzwischen wieder vergessen ist –, insbesondere infolge des Einflusses islamischer und jüdischer Kultur und der Verbreitung der aristotelischen Schriften, desto deutlicher betrifft die Infragestellung der Metaphysik auch den christlichen Glauben insgesamt. In der Folge wird die kirchliche Lehre in der Postmoderne zur Sonntagsrede, erscheint sie im Alltag als autoritäre Fessel und drängt sie schließlich zur Verabschiedung von der Kirche. Aber dahinter steht als auslösende Ursache die Selbstausslieferung der Theologie an die Erkenntniswahrheit.

Die Bibel allerdings hat die Hinterfragung des Erkenntnishorizontes prinzipiell schon seit mosaischen Zeiten vorweg genommen. Der biblische Mythos ist der Theologie und ihrer Kritik um Jahrtausende voraus, wenn er kein einziges Gottesbild mit JHWH identifiziert und auch nicht dem Relativismus huldigt, sondern alle Bilder durch das Original relativiert weiß. Israel hofft auf eine Begegnung mit einem „wahren Abbild“ – und das ist seine Identität bis heute. Die Hermeneutik der Tora ist grundsätzlich offen, weil sie sich keinem der Götter unterwirft und deshalb den Menschen von allen selbst hergestellten Göttern befreit. Ihre Frage nach ihrem Gott ist deshalb keine Frage nach einem Gottesbegriff, sondern die Frage nach einer möglichen Semantik eines Ursprungs aller Lebensinteressen und ihrer Denksysteme. Der Messias führt keine geschichtliche Handlung eines metaphysischen Gottes aus. Wer ihn sieht, sieht vielmehr die einzige Orientierung, die zum Weltfrieden führt. Das ist die Frohe Botschaft. Doch das Evangelium geht auf dem Weg vom Mysterium zum Sakrament verloren, weil das „Voraus“ des Schöpfers vor allen Göttern im Erkenntnishorizont negiert bzw. durch den speziellen Gottesbegriff überholt wird.

Auch das „Bilderverbot“ steht dem nicht entgegen; denn auf der Basis von Begrifflichkeit kann die nach Erkenntniswahrheit fragende abendländische Theologie das biblische „Bilderverbot“ grundsätzlich im Sinne des Verbots einer (der Wahrheit widersprechenden) bildlichen Darstellung eines Begriffs betrachten, während die Begrifflichkeit selbst durch das Erste Gebot nicht angesprochen sei. Im Horizont der Erkenntniswahrheit kann der *Begriff* nicht als *Bild* verstanden werden. Als Folge ist die Theologie grundsätzlich nicht fähig, die sich fundamental in Strukturen der Abbildung vollziehende menschliche Hermeneutik und speziell die Bibel zu begreifen, es sei denn auf ihre eigene Weise, indem sie sich selbst als die begriffliche Wahrheit des Mythos erkennt.

Der theologische Zirkel ist offensichtlich. Im Nachhinein erscheint es evident, dass im Gebäude der theologischen Wahrheit jeder systemsprengende Mythos bzw. jedes Mysterium in den Wahrheitshorizont überführt werden muss und dabei nur den *Zirkel* bestätigen kann, dessen Gott die Bedingung von Erkenntniswahrheit ist. Auch dann, wenn das theologische Bild an dem Versuch scheitert, dem Wortlaut der biblischen Tradition gerecht zu werden – wie im christologischen Dogma –, ist es das Scheitern einer auf Erkenntnis angelegten Überlegung, das mit dem Wort „Geheimnis“ belegt wird – nicht aber das Mysterium als das Original der Erkenntnis, welches seine Abbilder relativiert.

Repräsentation

Wenn sich die Wahrheit der Geschichte begrifflich ausspricht, dann spricht theologisch das Jesus-Ereignis von Gott, so dass der Gottesbegriff die Wahrheit der Handlung ist und diese Konstellation „Sakrament“ heißt, wobei die Hermeneutik aristotelisch, das Ereignis der Offenbarung Gottes in *Jesus* aber unableitbares Verkündigungsthema der Kirche ist. Nicht aus der hellenistischen Logik geboren kann das Sakrament nicht Wiederholung oder Neuinszenierung, sondern nur Repräsentation des singulären Ereignisses sein, in welchem Gott sich den Menschen gezeigt hat.

Wie im Mythos das Ereignis die Herkunft *ist*, so ist im Sakrament die Handlung die offenbare Wahrheit. Das klingt parallel, ist aber invers. Denn im Mythos formt das Ereignis die Aussage, im Sakrament aber sei die Handlung die theologisch vorgegebene Wahrheit; denn es sei Gott, der sich auf diese Weise zeigt. Nicht lässt Jesus JHWH sehen, sondern der Gottesbegriff besagt, wessen Offenba-

rung Jesus sei. Der christliche „Glaube“ bezieht sich deshalb nicht darauf, welche Weltfriedensorientierung Jesus vorlebt, sondern darauf, dass Jesus die Offenbarung der Wahrheit sei, deren Beachtung auch den Frieden bringe.

Aus der Herkunft des Menschen ist die begriffliche Wahrheit oder Wirklichkeit geworden, so dass auf die Frage, was der Mythos von der Herkunft der Welt erzähle, die Erkenntniswahrheit – in ihrer widerspruchsfreien Vernetzung im Begriffshorizont – antwortet: *Die Wahrheit des Bildes ist ein Begriff, den „es zeigt“*. Das ist die Struktur des abendländischen Bildverständnisses: Noch im Mittelalter wird die ganze Wirklichkeit als das beständige Vor-kommen Gottes in den menschlichen Erfahrungsraum hinein betrachtet, weshalb man in der „Repräsentation“ die Gegenwart der Lebensherkunft wiedererkennt. Literarisch aber kommt der Repräsentationsbegriff in Gebrauch, der bis heute zu der Meinung veranlasst, ein Bild *zeige* diese oder jene Bedeutung.

Wenn auch am Anfang der Sakramentalität das Mysterium oder die mythische Hermeneutik steht, in der das geschichtliche Ereignis die Botschaft *ist*, so hat dieses „Ist“ doch nur als Urteilskopula im Erkenntnishorizont Bestand und bildet so die Basis der Theologie. In diesem an der Bedingung von Erkenntniswahrheit orientierten Sinn widerspricht der Gott der Theologie grundsätzlich dem Ersten Gebot; aber er ermöglicht dadurch die Theologie, dass er das menschliche Messiasbekenntnis „Dieser Jesus ist das Handeln JHWHs“ ausklammert: Das Bild ist befreit vom mythischen Abbildungsprozess; aus dem menschlichen Abbilden ist ein objektiver Begriff der Relation von „Voraus“ und Welt geworden, die nichts anderes repräsentiert als den Zirkel des Systems begrifflicher Erkenntnis.

Keine Argumentation kann deren Horizont verlassen. Wenn das hermeneutische Resultat zur ontologischen Prämisse wird, wandelt sich der „am Anfang“ stehende Auftrag, zum Bild des Schöpfers zu werden, in einen Auftrag zur Repräsentation des Gottesbegriffs. Theologie bedarf des Mysteriums und des Menschen gar nicht. Sie hat den externen Autor aller Begrifflichkeit aus dem Auge verloren, was diese abendländische Theologie für andere Kulturen, die sich nicht der Erkenntnis verschrieben haben, irrelevant macht (und in jungen christlichen Gemeinschaften zu neuen Ansätzen führt).

Wie der biblische Jesus gelebt hat, lässt sich in jeder Beziehung als das Teilen des eigenen Lebens beschreiben, damit die Welt eine Orientierung zum Frieden sehe und blühe: ein hermeneutisches Geschehen, das im Selbsteinsatz auf das *Wichtigere* verweist. Da solches im theologischen Diskurs nicht aussagbar ist, kann die Theologie die biblische Frage nach einer positionsübergreifenden Orientierung weder in originaler Weise verstehen noch beantworten. Von der Offenbarung ausgehend sieht sie ihre Aufgabe in der pädagogischen und missionarischen Bemühung um eine didaktisch wertvolle Weitergabe der Offenbarung des metaphysischen Gottes. Folglich steht das *Bild* im Dienst einer Darstellung der theologischen Wahrheit im Mittelpunkt aller kirchlichen „Religionspädagogik“ und Missionstheologie.

Repräsentation ist nicht das Sehen selbst, sondern nur eine im Rahmen des Möglichen geschehende Darstellung. Das physische Ereignis kann nachgestellt, das mythische „Sehen“ aber muss in begrifflicher Weise hinzugefügt werden. Dieses Verfahren der Wahrheitsvermittlung legitimiert sich, indem die (Erkenntnis-)Wahrheit des „inneren“ Sehens aristotelisch eben derjenige Begriff ist, der dem Geschehen gerecht wird. Was der Erkenntnis als Erfolg gilt, stellt für die Malerperspektive des Menschen jedoch einen entscheidenden Verlust dar, weil das systemsprengende „Sehen“ durch systeminterne Begrifflichkeit ersetzt wird. Von der biblischen Botschaft bleibt nur Erkenntnis bzw. Wissenschaft – ein Verlust des Wesentlichen, denn so wenig wie ein Maler in seinem Gemälde ist, ist das „Voraus“ ein Detail des Bildes. Es lässt sich nicht re-präsentieren. Weil jede Repräsentation die begriffliche Bestimmtheit des zu Repräsentierenden voraussetzt, ersetzt eine Repräsentation JHWHs IHN durch einen Gottesbegriff. In den Kulturen der Welt ist nicht von „Repräsentation“ die Rede. In der Bibel heißt es nicht, der Mensch solle eine Bedeutung repräsentieren: Es heißt dort: „Gott schuf den Menschen als sein Bild.“ Das ist eine andere Hermeneutik.

Erkenntnis impliziert die Möglichkeit des Rückweges, der schon im alten Israel eine „religiöse Ebene“ von der „naturalen Ebene“ unterscheiden lässt (90) und in solchem zweistufigen Weltbild die sakramentale Wahrheit bereits im biblischen Alltag repräsentiert findet. Da der Religionsbegriff ein erst

durch Erkenntnis entstandenes Bild ist, lässt er sich natürlich als spezielle Abbildung des Mythos in beliebiger Geschichte gewinnen bzw. wiederentdecken. Unter Voraussetzung der entstandenen Wahrheit kann aufgrund ihres eigenen Anspruchs der (biblische) Mythos dann umgekehrt nur als Repräsentation der Sakramentalität betrachtet werden: Solche Verdrehung der Hermeneutik erlaubt es, das sog. „Alte Testament“ als Vorauszeichnung der theologischen Wahrheit bzw. das Mysterium als naive Repräsentation des Sakramentalen zu werten. *Eine* fatale Implikation dieses Kreisschlusses ist die theologische Umdeutung der mythischen Hermeneutik mit dem Ergebnis prinzipieller Lernunfähigkeit der abendländischen Kirche.

Theologisch findet sich die Wahrheit der dritten Dimension des Mythos z.B. durch die Bezeichnung der Ehe als Sakrament ausgesagt, wobei die bezeichnende Umkehrung stattfindet: Ist biblisch die Liebe die Semantik JHWHs, dann *ist* ihr Erleben das Erleben JHWHs. Repräsentiert aber das Ehesakrament die Liebe Gottes zu den Menschen, dann ist es der Gottesbegriff (bzw. das „Dogma“), dem sich die Ehe gestalterisch angleichen muss. Der Ehebund muss etwa dem Begriff von Unauflöslichkeit (eines Bundes Gottes mit den Menschen) entsprechen. Ein solcher Begriff aber ist ein Bild von JHWH. Indem ihm die Liebe unterworfen wird, wird der Begriff zum *Götzen*.

Da nun im Urzustand der Schöpfung alles das Sakrament repräsentiert, „kann es aus der Sicht des Christentums gar keine von Liebe getragene Verbindung zwischen Mann und Frau geben, die nicht Abbild des Liebesbundes Christi mit der Kirche wäre“ (94f). Deutlicher ist die Differenz zwischen Mysterium und Sakrament kaum darstellbar: Nicht das Mysterium eröffnet den Weg zu JHWH, sondern die Theologie vereinnahmt in ihrem Gottesbegriff jegliches Mysterium (auch das Wirken des Hl. Geistes) als Repräsentation ihrer selbst – eine logische Implikation der Rolle der Erkenntnisbedingung im Erkenntnishorizont.

Weil der Gottesbegriff nur einer der Götter ist und die JHWH-Botschaft, welche jeden Gott relativiert, im Horizont der Repräsentation nicht zu Wort kommen kann, führt der Repräsentationsbegriff zu einem irreversiblen Verlust der biblischen Botschaft; denn Maler und Original des Bildes sind nicht im Bild. Der Schöpfer der Geschichte steht als Begriff einem Begriff der Geschichte gegenüber: Dieses begriffliche Gegenüber ist dann die Wahrheit geschichtlicher Relationen wie z.B. der „Bindung der Repräsentation des >Voraus< Christi vor seiner Kirche an das männliche Geschlecht“ (85). Das „>Voraus< Christi vor seiner Kirche“ wird repräsentiert im „>Voraus< des Bischofs gegenüber der Gemeinde“ (200-214). „Christus zu repräsentieren“ heißt jetzt, die Handlung am Gottesbegriff bzw. an der theologischen Wahrheit auszurichten.

So wird aus der Gemeinschaft von Zwei oder Drei (Mt 18, 20), das JHWH *ist*, in der theologischen Repräsentation die Beziehung „zu Gott“ – zu einem Begriff, dessen Aussage nicht aus der Begegnung stammt, sondern aus dem Begriffshorizont. Unter der Kommunikation *mit* Christus (126f) ist deshalb der Bezug auf den Gottesbegriff und d.h. die Gemeinschaft der ihn repräsentierenden Kirche zu verstehen.

Die Polarität von Wahrheit und Geschichte spannt zwar den Erkenntnishorizont auf, kann ihn aber nicht relativieren und kann deshalb nicht einmal dazu beitragen, das Friedensproblem zu verstehen, geschweige es zu lösen; denn andere Kulturen orientieren sich an ganz anderen Göttern. Indem der systemübergreifende Ansatz im Schritt vom Mysterium zum Sakrament in das System aufgenommen wird, geht das Friedenspotenzial für eine Gemeinschaft verschiedener Systeme und dadurch die spezifische Botschaft des Judentums und des Juden Jesus verloren. Ein systeminterner Frieden tritt an die Stelle des Weltfriedens, eine „Stammesreligion“ an die Stelle einer Weltkirche.

Die sakramentale Relation

Es liegt an der mythischen bzw. platonischen Wurzel, d.h. an der das Gemälde relativierenden *menschlichen* Malerperspektive, dass die abendländische Philosophie eine *Geistphilosophie* ist und nicht wie die Unruh einer Uhr zwischen zwei *gleichberechtigten* Polen (Materie und Geist) hin und her schwingt. Daraus resultiert auch, dass die Theologie immer von der „Inkarnation“ (Menschwerdung Gottes) und nicht von einer „Theosis“ (Gottwerdung des Menschen) spricht. Letztlich ist es immer die *externe* Perspektive des Menschen, welche als Geistphilosophie ihre Wahrheit finden will. Da

ein Externum im System der Erkenntniswahrheit keine Erkenntnis von Wahrheit wäre, besteht die Wahrheit der mythischen Relation im systeminternen „Sakrament“. Und wie sich die nach der „wahren Abbildung“ suchende Fragehaltung nach der *Herkunft* richten will, verpflichtet das Sakrament auf die theologische Wahrheit, die im materiellen Ereignis ihre sichtbare Gestalt findet.

Im Sakrament wird deshalb das nicht ableitbare Jesus-Geschehen als zentrales Glaubensgeheimnis thematisch, – ohne freilich irgendwelche Auswirkungen auf die theologische Hermeneutik zu besitzen. Im Endeffekt bleibt es *die philosophische Geiststruktur der Erkenntnis*, welche die geschichtliche Gestalt der sakramentalen Kirche als Gottes Willen legitimiert, so dass es nicht das Kreuz ist, das Jesus zum Gott macht, sondern umgekehrt die Gottheit, die das Kreuz erhöht. Das Sakrament ist folglich die Figur kirchlicher Selbstbegründung.

Wahrheitserkenntnis impliziert die Erkenntnisbedingung als ihren Gott, an der sie sich orientiert und der im Jesusgeschehen der Urheber der Handlung ist, die ihn zeigt. Das ist die Zeichnung, die abendländische Theologie von Augustinus bis zum II. Vatikanischen Konzil liefert, deren Wurzeln in dem Bemühen liegt, die (Erkenntnis-)Wahrheit des Geheimnisses von Jesus, dem Christus, zu lehren. Dabei steht die Unfähigkeit der Erkenntnis, das Mysterium zu erfassen, als Urheber hinter dem „Geheimnis“, das zu bewahren dann zum Anliegen der Kirche wird.

Es ist nun das geschichtliche Handeln, auf Grund dessen das Geheimnis in die Welt kommt, festzuhalten und zu repräsentieren. In der Folge macht menschliches Handeln, welches das Leben Jesu repräsentiert, den Gottesbegriff sichtbar, so dass die Entfaltung des Handelns zugleich die Entfaltung des Glaubensgeheimnisses ist, ohne dass Handlung und Wahrheit identisch sind. Die göttliche Selbstoffenbarung vollzieht sich „Hand in Hand“ mit menschlichem Handeln, so dass das Sakrament seine Begründung im biblischen Bund findet, so wie er im Erkenntnishorizont zu verstehen ist. Wie ausgeführt, ist der biblische Bund aber *Bedingung* für das *biblische* Sprechen von Gott und stellt keine auf einem Gottesbegriff aufbauende theologische Figur dar.

Jene zahlreichen aus den biblischen Schriften bekannten Konstellationen, in welchen die Bibel das Verhältnis zwischen JHWH und dem Menschen erzählt, können deshalb das Sakrament nur im Sinn der theologischen Interpretation vorzeichnen, stehen jedoch in Differenz zu dieser wie das Mysterium zum Sakrament. Die biblischen Relationen erzählen in der dem Maler eigenen Außenperspektive, welche im Bild das Original wiedererkennen lässt, von der Gegenwart des Bundesgottes: Die Liebe zwischen Mann und Frau *ist* JHWH. Doch das muss der Theologie absurd erscheinen (90), die die Wahrheit der Ehe nur als *Repräsentation* des Verhältnisses von JHWH und Volk oder von Christus und Kirche beschreiben kann, so dass dem Mann gegenüber der Frau eine hervorgehobene Stellung als Repräsentation Gottes zukomme.

Theosis oder Inkarnation?

Aus der lateinischen Übersetzung von Jo 1,14, das Wort sei Fleisch (*caro*) geworden, entsteht der Fachbegriff „Inkarnation“. Johannes spricht von der „*Sarx*“, von dem weltlichen Geschehen, das durch das Wort die externe Orientierung erhält, die ein jedes Bild benötigt, um ein „wahres Bild“ zu werden. Da im Bilderrahmen eine orientierende Perspektive nicht zu sehen ist, muss das Original in den Kategorien des *Bildes* leuchten. Das ist die biblische Hermeneutik des Bundes und die zentrale Botschaft des Johannesevangeliums, das ebenfalls beobachtet: „Die Finsternis hat es nicht erfasst“ (Jo 1,5).

„Christus wird nur verstanden, wo sein Weg in die Inkarnation mitvollzogen wird“ (10). Theologische Überlegungen dieser Art betrachten die Inkarnation „von außerhalb“, setzen vor ihr an und begleiten den Christus von „vor“ bis „in“ die Inkarnation. Dazu muss dieser Christus auch ohne die Inkarnation bekannt sein. Der Prozess spielt sich im Sinnhorizont der Erkenntnis ab, den der Mensch überschaut. Zwar kennt die Bibel keine relevantere Botschaft als diejenige von der Aktivität JHWHs, die sich dem Menschen zuwendet. Diese Richtung hervorzuheben ist sicherlich Absicht und Verdienst der Inkarnationstheologie. Doch wenn Theologie die Inkarnation eines Gottesbegriffs denkt, dann setzt sie diesen an die Stelle JHWHs und sich selbst als Supervisor.

Indem das Handeln des Weltenschöpfers theologisch „von außen“ begutachtet wird, unterscheidet sich die Theologie vom Mythos, der göttliches Handeln nur in Gestalt der eigenen Geschöpflichkeit reflektiert. Der *Mythos* resultiert aus der Begrenztheit des Geschöpfes, wenn dieses in seiner Welt seine eigene Herkunft wiedererkennt. Im Unterschied zum Mythos entsteht dann *Mythologie*, wenn der Mythos einer Lehre unterworfen wird, durch die sich der Mensch *über* den Mythos stellt. Da die Bibel mythisch, der Inkarnationsbegriff aber mythologisch spricht, läuft das theologische Inkarnationsdenken der Dynamik biblischen Denkens genau entgegen.

Indem die Bibel Geschichte erzählt oder ersehnt, spricht sie von einem Geschehen, das zum Gott *wird*, d.h. von einem Geschehen, das JHWH wiedererkennen lässt bzw. zu seiner Semantik wird! Vom Auftrag an Adam, JHWH abzubilden, über die Messiaserwartung, aufgrund dessen JHWH in der Mitte seines Volkes wiedererkannt werden wird, bis hin zu Jesus, dem Menschen, den sehend man den Schöpfer sieht: Immer handelt es sich um menschliches – d.h. um geschichtlich konkretes – Erleben, das für Menschen zum Gott (zur Lebensorientierung) wird. Diese biblische Tradition hat sich im orthodoxen Christentum im Begriff der Theosis – der Gottwerdung – erhalten.

Das christliche Urbekenntnis verlangt prinzipiell den Einsatz des eigenen Ichs für das Leben der anderen; denn nur er bezeugt das „Voraus“ oder „Gegenüber“ zur eigenen Identität. Nicht die Unterscheidung, sondern die Liebe bzw. der Frieden *ist* das Wort des Gegenübers, das jeder versteht, von wo er auch immer kommen mag. Die Zuwendung zum Leben *ist* die Zuwendung zum „Voraus“, nicht etwa antiproportional. *Deshalb ist die Nächstenliebe Gottesliebe*; sie bedeutet nicht diese Liebe; sie repräsentiert nicht diese Liebe; sie steht nicht in additivem Verhältnis zu ihr. Wer das Leben sucht, findet Orientierung in der Nächstenliebe.

Demgegenüber besteht der Vorzug der „Inkarnation“ im Ausgang bei einem philosophisch handhabbaren Gottesbegriff, der jede *Theosis* erübrigt und die *Anamnese* nicht kennt. Da der Gottesbegriff nicht *werden* kann, können beide Begriffe in abendländischer Theologie nicht heimisch werden. Schon damals legt das Konzil von Nizäa mit seiner gegen den Mönch Arius, der bei den Völkern viel Zustimmung findet, gerichteten Lehre, der Sohn sei *eines* Wesens mit dem Vater und könne nicht *werden*, den Grundstein für die folgenden Spaltungen der Kirche.

Wer in der mittelalterlichen Kirche eine Antwort auf die moderne Fragestellung um eine „Existenz Gottes“ sucht, liegt natürlich falsch. Nicht einmal der Sinn der Frage ist dort zu verstehen, wo die „Inkarnation“ verkündet wird. Nicht das Selbstverständliche, sondern das Außergewöhnliche bildet eine Botschaft, in diesem Fall der unableitbare Ratschluss Gottes, Mensch zu werden. Aus lauter Liebe habe er die Menschen mit sich versöhnen wollen, nachdem diese sich von ihm abgewandt hatten. Das ist ein menschliches Denken der Herkunft, aber kein Denken der Herkunft des Menschen: eine Mythologie, die entworfen wurde, weil aus einer begrifflichen Theorie nicht hervorgehen kann, warum ein Gottesbegriff Mensch werden oder warum solche Geschichte einen Menschen interessieren sollte. Indem Anselm von Canterbury die Fragestellung im 11. Jahrhundert aufgegriffen hat, hat er sie doch nur im gegebenen mythologischen Rahmen beantworten können, so dass sich nach Anbruch der Neuzeit zwangsläufig die moderne Gottesfrage melden musste.

Im Unterschied zur klassischen abendländischen Theologie übernimmt Israel inmitten der Götter keinen von ihnen, sondern fragt nach dem, den jeder von ihnen in seiner je speziellen Weise abbildet. Die biblische Frage ist die bis heute nur im Evangelium beantwortete Menschheitsfrage, die durch die Theologie nicht aufgenommen worden ist. (Buddhismus und Islam mögen an dieser Stelle ausgeklammert bleiben.) Die Bibel ist damit der Sehnsucht der Menschen viel näher als eine Kirche, die sich in ihrer Reflexion auf Inkarnation und Offenbarung gar nicht bewusst wird, dass sie naiv voraussetzt, was schon die biblische Tradition auf kritische Weise hinterfragt.

Der logische Gewinn einer Inkarnation des Gottesbegriffs ist die Legitimation des eigenen Kirchenverständnisses, so wie K. H. Menke die Unabänderlichkeit katholischer Charakteristika begründet: „Das gerade bedeutet ja Inkarnation, dass die faktische Geschichte Jesu und die faktische Kanonisierung bestimmter Zeugnisse über Jesus und die faktische Abschließung bestimmter dogmatischer

Prozesse (Dreistufung des Ordo; Siebenzahl der Sakramente etc.) unbeliebig, nicht mehr revidierbar und also abgeschlossen sind“ (188).

Die Maßgeblichkeit der Geschichte

Der im Inkarnationsbegriff vorausgesetzte Gottesbegriff und die Möglichkeit einer Beobachtung seines innergeschichtlichen Handelns gehören unbefragt zum Weltbild, weil die Eignung der eigenen Kategorien bei der Wahrheitssuche im Horizont der Wahrheit generell nicht zur Frage stehen kann. Jegliche hermeneutischen Ansätze verbleiben – etwa in Gestalt der Lehre vom vierfachen Schriftsinn – im System. Sakramentalität meint dann die geschichtliche Verfasstheit der Kirche als Repräsentation des Handelns Gottes in dieser Welt. Wie die Sakramentalität der Kirche in Christus selbst gründet, der das Handeln des göttlichen Logos in seinem Menschsein (225) ist, so gelten die kirchliche Hierarchie, das >Voraus< des Ordo vor der Gemeinde, des Mannes vor der Frau usw. als Repräsentation der Relation Christi im >Voraus< vor seinen Jüngern, weshalb eine Hinterfragung dieser Relationen die Botschaft des Christentums selbst in Frage stellt. „Man kann daher nicht mehr so tun, als sei die Frage des Diakonates der Frau weiterhin offen“ (211).

In der Konsequenz verpflichtet die *Erkenntniswahrheit*(!), deren Bedingung die Orientierung aller Wahrheitsfragen ist, die Theologie dazu, eine Unterteilung der Gesellschaft vorzunehmen, obwohl die Bibel die *Überwindung* jeglicher Trennung als ihre ureigene Botschaft verkündet. Traditionelle Hierarchien, die Paulus im Sinne des Liebesgebotes als ausgedient betrachtet, werden eingeführt, um die Botschaft von der Liebe Gottes zu verkünden. Gesellschaftliche Unterschiede werden dogmatisiert, während sich die Botschaft als ihre *Überwindung* weitersagt, *als* welche Menschen den Weltenschöpfer wiedererkennen. Während *die Überwindung der Trennung* das mythische „Ist“ ist, welches die Verankerung des Menschen in einer Herkunft jenseits aller Alternativen gegenwärtig setzt, will die katholische Sakramentalität die biblische Botschaft in den trennenden Strukturen „zweiwertiger Wahrheit“ überliefern.

Die Erfahrung, dass der Mensch die Geschichtlichkeit nicht hinterlaufen kann, führt zur mythischen Hermeneutik und liegt der unübertroffenen Selbstkritik des biblischen Denkens zugrunde, das sich von jeder überweltlichen Perspektive distanziert. Da das Werk den Schöpfer wiedererkennen lässt, ist es das Gesamtwerk, das IHN erkennen lässt, und nicht die durch das Erkenntnismodell des Menschen getroffene Auswahl. Von einer Maßgeblichkeit der Geschichte kann in berechtigter Weise nur sprechen, wer sich nicht selbst zum Maß der Geschichte macht. Jeder durch den Menschen angelegte Urteilsmaßstab rückt an die Stelle JHWHs und provoziert dadurch den Orientierungsstreit, den nur das Vertrauen auf JHWH *verhindern* kann. Einzig und allein der vorbehaltlose Respekt vor jedem einzelnen Bild akzeptiert eine Orientierung, die allen Bildern übergeordnet ist und den Frieden ermöglicht. Bleibt ein Vorbehalt, dann nimmt dieser die Stelle des biblischen Gottes ein. Ist es der Vorbehalt der Erkenntnis, dann ist die Rede von Theologie.

Bis heute ist dies das Konzept von Wahrheit und Toleranz, das nur horizontintern Evidenz besitzt. Indem die abendländische Christenheit davon ausgeht, verhält sie sich wie jede andere Gruppe, so dass einem Weltfrieden keine Chance bleibt. Es ist exakt *diese* Situation, deren Überwindung das Ziel der biblischen JHWH-Verkündigung ist: Anders als die Theologie stellt die Bibel keinen eigenen „Supergott“ neben die Götter, sondern fragt nach der Herkunft der verschiedenen Götter. Auch die Erkenntniswahrheit ist einer der speziellen Götter. Während diese keine Antwort auf die gestellte Friedensfrage liefern können, stellt die Erkenntniswahrheit allerdings eine solche Antwort dar – aber nur, indem sie Widersprüche methodisch zur Unwahrheit erklärt. Wird diese Systemcharakteristik der Erkenntnismethodik deutlich, dann bricht der Anspruch der abendländischen Theologie wie ein Kartenhaus in sich zusammen. Doch dieser Einsicht will sich die kirchliche Theologie bis heute nicht stellen.

Die Relativierung der eigenen Identität ist nicht Vergeistigung, wie sie sich als aristotelische Platoninterpretation (und dann als wissenschaftliche Bibelinterpretation) herausbildet, sondern maßgebliches Handeln: letztlich das individuelle Kreuz in seinen Millionen Varianten. Es ist das Mysterium, das sich nicht an diesem oder jenem Detail festklammert, sondern im Teilen der eigenen Identität vom

Vertrauen auf ein Original zeugt, dessen Bild diese Welt ist. Das Kreuz gibt den Anlass, JHWH wiederzuerkennen, weshalb das Kreuz zu Recht das Zeichen der Kirche ist. Aber was es eröffnet, ist nicht ein bestimmtes geschichtliches Zeichen (auch nicht das Kreuz) als Offenbarung des Gottes, sondern die Herkunft des erkennenden Menschen.

Menkes sorgfältige Hervorhebung der Proportionalität, die zwischen dem Handeln Gottes und demjenigen der Menschen besteht, entspricht sowohl dem mythischen „Ist“, wie dem biblischen Bund, wie auch der Besonderheit des Sakraments gegenüber dem hellenistischen Denken und schließlich auch dem Anliegen Menkes, die Gestalt der katholischen Kirche zu legitimieren. Dennoch ist deutlich geworden, dass sich das Sakrament nur deshalb an die Geschichte bindet, weil diese Offenbarung *Gottes* sei, nämlich eines dem menschlichen Denken entspringenden Begriffs, der unabhängig von jeder geschichtlichen Bestimmung vorausgesetzt wird. Das Mysterium dagegen ist der Weg, von einem Gegenüber zur Geschichte zu erfahren, das als Original nicht vom Weltbild abhängig ist und trotzdem oder auch deshalb allein geschichtlich vorkommen kann. Es lässt wiedererkennen, was nicht im Horizont des Bildes steht: das Original des Bildes.

Jeglicher Versuch, wie Menke die hierarchische Ordnung der katholischen Kirche auf die Strukturen des Sakraments zurückzuführen, gründet in der Erkenntniswahrheit, deren Gott dem biblischen JHWH widerstreitet, fußt aber keineswegs in biblischer Hermeneutik. Kirchliche Hierarchie lässt sich nicht durch die Bibel legitimieren.

Das Mysterium des Teilens und das Sakrament

In den Erzählungen vom letzten Passamahl Jesu liest die Tradition das anamnetische „Ist“ als Urteils-Ist, so dass die bekannten theologischen Diskussionen um die Verstehbarkeit des Widerspruchs zwischen Identität und Differenz auftreten. Da die Thematik aus der Perspektive des Malers stammt, wird sie im theologischen Bilderrahmen zum Problem und findet dort keine Lösung. Der Sachverhalt ist typisch für die Struktur der Abbildung und insgesamt für die Bildgestalt der Theologie.

Biblische Hermeneutik lässt von einem systemsprengenden Anderen erzählen: Wie Jesu ganzes Leben bezeugt in testamentarischer Weise sein Handeln vor seinem Tod seine Orientierung. Es wird in den Evangelien hervorgehoben und entsprechend durch die sich zu Christus bekennende Gemeinde übernommen: Was dort als Vermächtnis mit dem Auftrag, Gleiches zu tun, überliefert wird, ist nichts anderes als eine Zusammenfassung des gesamten Auftretens Jesu und des Grundes, in ihm den Messias zu erkennen. Jesus teilt die endliche und alltägliche Lebensgrundlage (Brot und Wein) und bezeichnet das als seinen Leib und sein Blut. „Soma“ ist wie gewöhnlich zu lesen als die endliche Bildgestalt des Schöpfers und das Blut steht in semitischen Kulturen ebenfalls für das Leben, d.h. für das geschöpfliche Bild, in diesem Fall für die Sichtbarkeit JHWHs und den Bund mit ihm. Die Soma erlebend geschieht ein Wiedererkennen JHWHs, weshalb Paulus auf die *Anamnese* hinweist: „Teilt, um mich wiederzuerkennen!“ (1Kor 11, 24f). Theologisch kann das nur noch als geschichtliche Erinnerung verstanden werden.

Im Passamahl steht ein geschichtliches Erleben im Vordergrund, welches das Erleben JHWHs *ist*. Wer ist JHWH? Der Retter aus der ägyptischen Sklaverei! So auch ist das Leben Jesu die Rettung vor dem Untergang der Welt, indem das Teilen der Ressourcen die Orientierung ist, die dem Leben den Weg weist. Wer, was er hat und ist, mit allen teilt, reiht sich ein in die Bilder und lässt den gemeinsamen Maler wiedererkennen. Die Bibel spricht vom alltäglichen Teilen, das nicht an den Ressourcen von Wahrheit und Leben festhält wie an seinem Eigentum, sondern selbst die Botschaft *ist*. Das Teilen der eigenen Teilnahme an der Welt mit allen anderen Wesen lässt als Orientierung ein Mehr als diese Welt wiedererkennen: Das Kreuz *ist* die Überwindung des Todes!

Das „Teilen des Brotes“ ist genauso zu verstehen wie das Austeilen der Brote am See Genezareth (Mk 8, 1-10 par) oder das Teilen des ganzen Lebens Jesu mit den Bedürfnissen anderer Menschen. Am *Teilen* erkannten sie ihn auf dem Weg nach Emmaus (Lk 24, 30f, ohne die Erklärung „das ist...“!). Die ersten Christen haben das Brot untereinander geteilt und darin vollzogen, was ihre auf Christus bezogene Identität ist: Das Teilen der Geschöpflichkeit *ist* die Begegnung mit JHWH.

Erst die Formulierung der Erkenntniswahrheit dieser mythischen Hermeneutik führt zu der theologischen Aussage, das eucharistische Brot sei Christus, später als Theorie der Transsubstantiation formuliert: Die Realität, die in Gestalt des Brotes sichtbar ist, sei diejenige Christi. Die Erkenntnis gründet wiederum (inkarnatorisch) die Heiligkeit des Brotes auf den Gottesbegriff: Brot und Wein als Modus der „eucharistischen Selbstversenkung Christi“ (129ff). Ja, der Begriff der Transsubstantiation ist ein „gutes“ theologisches Bild. Aber weil ein Bild nicht enthält, wovon die Bibel kündigt, ist es theologisch die in der Christusbezeichnung vorgegebene Gottesqualifikation, die von der besonderen Ausgangslage das besondere Resultat ableitet.

Das Mysterium des menschlichen Teilens wird, als Sakrament verstanden, das (geteilte) Brot als Gegenwart des Gottesbegriffs. Die Handlung wird zur Materialisation der Theorie, so dass die Theologie festlegt, was das „richtige Teilen“ sei. Das führt zur Liturgie von Eucharistie oder Abendmahl, wobei sich sicherlich das Mysterium menschlicher Gemeinschaft ereignen *kann*, aber nur in der Weise, in der es an jedem anderen Ort auch geschehen kann. Zugleich aber werden jene anderen Kontexte, an denen sich das Mysterium täglich ereignet oder ereignen könnte, aus der speziellen kirchlichen Gemeinschaft ausgeschlossen.

Die biblische Hermeneutik des Teilens wandelt sich in der Theologie zur Verpflichtung auf das nicht teilbare Dogma der Kirche. Während das Teilen in der Bibel das Kriterium der Ekklesia ist, wird theologisch die Kirche zum Kriterium für ein „richtiges Teilen“, so dass sich das Mysterium des menschlichen Miteinanders – in der Liturgie gefeiert – als sinnengemäße Repräsentation der Wahrheit der Kirche gestaltet.

Am Anfang des Christusbekenntnisses aber stehen nicht die theologischen Bilder, sondern sind es allein die Mysterien des Lebens, die zeigen, woran sich Menschen orientieren. In diesem Sinn ist die biblische *Ekklesia* – im Unterschied zur Erkenntnis ihrer Wahrheit – nicht der theologischen Reduktion ausgeliefert und in allen Kontexten zur Verantwortung ihres Tuns befähigt.

Die Kritik durch die Außenperspektive

Theologie reflektiert im Horizont der Erkenntniswahrheit, aus deren System keine Argumentation hinausgelangen kann. Als Wahrheitszeichnung ist es ihr nicht gegeben, sich selbst als Abbild zu sehen und auf diese Weise ein Original anzuerkennen, dessen Wirklichkeit umfassender wäre als sie selbst.

Begrenzt ist diese Theologie trotzdem, weil sie die Wirklichkeit in den Horizont logischer Widerspruchsfreiheit einschreibt und dadurch Mythos und Bibel nur in Gestalt eines speziellen Bildes kennt. (Auf die Reduktion einer Abbildung macht schon Parmenides um 500 vor Chr. aufmerksam!) Allein in der Außenperspektive des Malers – die für den Erkenntnisstandpunkt nicht akzeptabel ist – gilt, dass es sich „nur“ um ein Bild handelt. Das theologische Bild ist freilich über Jahrhunderte erstaunlich exakt geworden und beinhaltet deshalb auch seine Differenz gegenüber dem Original: als Differenz zwischen Christus und Kirche bzw. zwischen Amt und Gemeinde, Wahrheit und Gestaltung usw. Doch es selbst weiß nichts davon, dass auch dies „nur“ Bild und weit davon entfernt ist, biblische Hermeneutik zu sein.

Trotzdem *kam* der Protest. Er folgt aus dem weltweit verbreiteten mythischen Bewusstsein, aus dem die aristotelische Spezialisierung auf (zweistellige) Erkenntniswahrheit hervorgegangen ist. Er beruht auf der externen Perspektive des Malers, benannt in der jüdischen Tradition durch den Bezug auf JHWH und in der islamischen Tradition im Bezug auf Allah. Urplatonische, jüdische und islamische Hermeneutik und ebenso das noch im Mythos verwurzelte gesellschaftliche Denken des Mittelalters, das überall „Repräsentationen“ sieht: Sie alle beobachten das auf der Erkenntnis bauende Weltbild in Außenperspektive und stellen fest: Die Begriffe, welche die Realität seien, sind Werkzeuge einer speziellen Abbildungsmethodik, und folglich von der Stimme des Mysteriums zu unterscheiden.

Das angesprochene sog. Universalienproblem, das damals aktuell wurde und bis heute keine Lösung finden kann, entsteht dadurch, dass nicht zwei Meinungen aufeinander treffen, die in Diskussion treten könnten. Vielmehr wird einem Bild durch seinen Maler die Meinung injiziert, es sei „nur“ Bild. Dieser seltsame Vorgang verlangt allerdings, dass sich der Protest in die Kategorien des Bildes hinein

abbilde und dadurch selbst zum Bild wird. Was auf diese Weise zu Wort kommt, ist natürlich nicht der wahrheitsexterne Beweggrund des Protestes, sondern eine systeminterne Gegenstimme, logisch gesehen eine Negation, die dadurch charakterisiert ist, dass sie den konstitutiven Begriffen nur den Wert von *Namen* gönnt, was unter der unscharfen Bezeichnung „Nominalismus“ kritisiert und bis heute belächelt wird.

In der Außenperspektive, die damals auf verschiedensten Gebieten von sich reden macht und eine „neue Zeit“ eröffnet, erscheint das Weltbild der Erkenntniswahrheit als ein spezielles Bild, das durchweg nur seine eigenen Kategorien bedient. Im Ansatz bei der Anamnese und anderen zentralen „mythischen“ Kategorien des biblischen Glaubens, die keinen Ort im theologischen System finden, bahnt sich eine „Via moderna“. Wie schon im Stammesgewirr biblischer Zeiten und später als Anlass für Muhammads Sozialkritik wird nun auch für Martin Luther die Frage laut, wie der Mensch dem Weltenschöpfer – und nicht dem jeweils eigenen Gott – gerecht werden könne. Wer die Paulus-Briefe in mythischer Hermeneutik liest, wird sie verstehen – wie M. Luther: „*Allein*“ die Orientierung am Original kann die Bilder zu „wahren Abbildern“ ordnen, so dass das Leben gelingen kann.

Der Protest muss *im* theologischen Bild deutlich werden, so dass dieses nun beide Aussagen enthält: *Das Bild ist das Original und es ist nicht das Original*. Einerseits ist das sakramentale Geschehen die maßgebliche Repräsentation der Wahrheit, andererseits verdankt sich die Gnade Gottes gerade nicht menschlichen Werken, sondern geschieht im Wirken des Hl. Geistes. Theologisch erscheint einerseits die Tendenz zur Identifizierung und andererseits diejenige zur Differenz: Katholizismus und Protestantismus (35).

Seiner externen Herkunft nach ist der Widerspruch im System unüberwindbar. Die dem Bild eigene Reduktion lässt sich im Bild prinzipiell nicht verbalisieren, relativieren oder korrigieren. Jede ökumenische Theorie einer Überwindung des Protestes müsste ihn paradoxerweise in das zu korrigierende System hinein aufheben.

Ein wenig Studium der Wissenschaftsgeschichte lehrt, dass die Quantenmechanik der Physik im zwanzigsten Jahrhundert vor derselben Situation und Aufgabe stand und in Bezug auf deren Klärung gescheitert ist. Auch die wissenschaftliche Darstellung buddhistischer Traditionen kämpft mit demselben Problem. Was Luther in die Theologie hineinträgt, ist ein Komplement, dessen Hinzufügung die Bilder nicht in das Original zurückführen kann, – so wenig wie Welle und Teilchen sich zusammenfügen und die Wirklichkeit verstehen lassen.

In umgekehrter Richtung, in der Perspektive des Malers, ist es die Abbildung des Originals, die beim Maler in dem Bewusstsein geschieht, das Bild sei das Original und es sei prinzipiell different gegenüber dem Original. In dieser biblischen Perspektive gibt es weder den Begriff einer „unsichtbaren Kirche“, noch denjenigen eines geschichtsenthobenen Geistwirkens. Die Kirche ist als „Leib Christi“ die endliche Sichtbarkeit ihres Schöpfers, aber als Bild nicht fähig, IHN mittels ihrer endlichen Kategorien zu erfassen. Wo sie den Schöpfer wiederzuerkennen erlaubt, handelt der Hl. Geist im wiedererkennenden Menschen. Aber keine ihrer Kategorien – auch nicht die wissenschaftlichen – können IHN nachweisen. Sie alle müssen an dieser Aufgabe scheitern, was sich wissenschaftlich im logischen Widerspruch zeigt. Wenn das aber als Manko angesehen wird, dann wiederum ausschließlich deshalb, weil sich Menschen dem spezialisierten Weltbild der Erkenntniswahrheit als ihrem Gott unterwerfen.

„Pneumatozentrik“

In der mythischen Malerperspektive lässt sich Luther wie folgt verstehen: Die Orientierung am externen Original macht aus einem verwüsteten Bild wieder ein wahres Abbild, indem sie die Kategorien des Bildes (!) auf seine Orientierung ausrichtet, so dass Menschen dann im Bild das Original wiedererkennen können. So entsteht die Alternative zwischen einer Binnenorientierung des Bildes (an einem der Götter) und der externen Orientierung (am Schöpfergott) durch Neuausrichtung der Bildelemente (nicht durch Einbringung zusätzlicher Strukturen). Auf diese Weise predigt Luther gegenüber der geschichtlich existierenden Kirche die wahre Kirche, die sich durch eine neue Orientierung von der alten unterscheidet. Wo Luther in diesem Sinn von „zwei Regimentern“ spricht, muss die theologische Interpretation zwei Kirchen beschreiben: eine sichtbare und eine „unsichtbare“. Doch

eine „unsichtbare“ Kirche wäre so etwas wie eine „unsichtbare Sichtbarkeit“ und ist deshalb kein *biblischer* Begriff.

Das „Sehen“ oder die „Sichtbarkeit“ – das visuelle Sinnesorgan tritt in allen Kulturen diesbezüglich hervor – meint ja das hermeneutische Geschehen, welches das Original im Bild zu Bewusstsein bringt. Es ist das Verhalten Jesu, das ein Wiedererkennen eröffnet und insofern JHWH sehen lässt. Dabei kommt alles auf die Orientierung an JHWH bzw. auf die Bundestreue an, ohne dass Elemente der Welt ausgeschlossen und andere stilisiert werden; die *geschöpfliche* Welt wird auf ihre Herkunft ausgerichtet. Insofern handelt es sich um ein theologisch oder erkenntnismäßig „unsichtbares“ Geschehen, das die Geschöpfe in Frieden zusammen leben lässt, aber gerade nicht Christ von Nichtchrist, Mann von Frau, Amt von Gemeinde unterscheidet. In diesem Sinn spricht Luther hier vom biblischen Pneuma, vom Geist, der wirkt, wo die Geschöpfe am Schöpfer orientiert sind.

Luthers biblischer Protest kann sich im Horizont der Theologie nur gegen die geschichtlichen Repräsentationen richten. Seine mythische Basis aber muss dem in der Erkenntnistradition stehenden Theologen als ein direkter Einfluss göttlichen Geistes erscheinen, so dass sich im Kontrast zur Sakramentalität bzw. zu einer „Geistvergessenheit“ der katholischen Kirche eine antisakramentale Kirche etabliert, die sich auf den Hl. Geist beruft und in der Geschichtlichkeit eine sinnengemäße Illustration erblicken kann, auf die sich auch verzichten lasse.

Dementsprechend lassen sich in einer Systematik – wie in Menkes Darstellung – eine „christomonistische“ und eine „pneumatozentrische Ekklesiologie“ gegenüber stellen, die Sakramentalität auf den geschichtlichen Jesus, die antisakramentale Position aber auf den „pneumatischen Christus“ beziehen, ein „Sakrament Christi“ neben einem „Sakrament des Geistes“ beobachten, die sichtbare Kirche von einem „pneumatischen Leib Christi“ unterscheiden usw. (vgl. IV,1). Wenn Menke dann noch das Verhältnis zwischen geschichtlicher Kirche und Geistkirche als die sakramentale Relation von Geschichte und Wahrheit bzw. von Zeichen und Wort zu fassen sucht und dabei die Frage nach der sakramentalen Differenz und Identität diskutiert, dann gerät die Theologie vollends in eine Schiefelage, die kaum noch aufzuschlüsseln ist. Dem Anliegen Luthers, die theologischen Bildinhalte durch Orientierung am externen Original neu zu ordnen, ist auf diese Weise jedenfalls nicht gerecht zu werden.

Anders als jeder theologische Entwurf einer ökumenischen Einigung verfährt die umgekehrte Perspektive, die den Schöpfer als Original seiner Geschöpfe sieht und diese als „wahre Bilder“ bestimmt. Biblisch heißt sie von Gen 1,2 über die Propheten und Jesus bis hin zur Gründung der Kirche *Ruah* bzw. *Pneuma*, „Hl. Geist“. Indem der Hl. Geist die Richtung klarstellt, wirkt er, wo JHWH von den Göttern unterschieden wird und gehört deshalb in die biblische Gottesrede hinein. Wer das weiß, erkennt den Schöpfergeist im griechischen Wort „Pneuma“ wieder. Wo die *Sarx* (das Material der Welt) durch den Hl. Geist auf den Schöpfer orientiert wird, da wird sie in paulinischer Terminologie zur *Soma*, zum wahren Bild JHWHs bzw. zur Ekklesia.

Da der Erkenntnishorizont ein solches Verständnis nicht erlaubt, scheint das Wort „Pneuma“ den Geist von der Materie zu unterscheiden – gemäß der weltbildspezifischen Dichotomie von Materie und Geist. Als Wahrheit der *Ruah* muss eben dieser systemspezifische Geist gelten; die biblische *Ruah* gerät dabei überhaupt nicht ins Blickfeld.

So ist aus der Kritik Luthers eine protestantische Theologie geworden, die sich in demselben Bilderahmen der Erkenntniswahrheit bewegt wie die katholische, dieser aber widerspricht. M. Luthers Predigt von der Gerechtigkeit durch Gott bleibt insofern immer noch ungehört – auch in den protestantischen Kirchen.

Könnten sich die christlichen Kirchen darauf verständigen, sich in ihrer bisherigen Geschichte in einem Weltbild verstanden zu haben, das sich heute als ein spezielles unter anderen möglichen Wirklichkeitsbildern beobachten lässt, dann wäre die konfessionelle Spaltung überwunden, die allein aus dem zweistelligen Erkenntnismodell resultiert. Dies scheint der einzig mögliche und auch der einzig angemessene Weg in eine gemeinsame christliche Zukunft zu sein. Ostkirchliche Theologen weisen seit einhundert Jahren darauf hin.

Allein die Relativierung der Zweistelligkeit von Erkenntniswahrheit bezeugt eine Wahrheit über dem menschlichen Ansatz zu Wissen und Macht und gestattet den Kirchen wieder einen Ansatz beim Menschen, nachdem sie diesen in der Vergangenheit aus der objektiven Theologie ausgeschlossen hatten. Nur so lässt sich dem biblischen Anspruch gerecht werden, einen Ansatz für einen weltweiten Frieden in aller Welt zu bieten, damit die Erde blühe.

Konsequenzen

Was K. H. Menke verteidigt, ist in seinem biblischen Ursprung ein Plan für einen Weltfrieden, in seiner theologischen Abbildung aber innerhalb der globalen Vielfalt aktueller Kontexte leider ein ideologisches Instrument, das Menschen auf den Gott der Erkenntniswahrheit – d.h. auf ein spezielles Weltbild - verpflichtet.

Menkes Anliegen besteht in der Legitimation bestehender kirchlicher Strukturen, sein Verdienst aber in einer umfänglichen systematischen Sammlung von zur Verfügung stehenden Argumenten. Indem Menkes Systematik der Sakramentalität hier – im Unterschied zum Vorgehen von K. H. Menke – in der Perspektive anderer Kulturen gelesen wird, lässt sich das Wesen der katholischen Kirche in erstaunlicher Klarheit als ein theologisches *Bild* erkennen, welches das Mysterium in den Horizont der *Erkenntniswahrheit* abbildet.

Alle Beobachtungen bestätigen dasselbe Grundschema: In der unbegrenzten Weite des Mythos entsteht ein Erkenntnis-Abbild, in dessen Horizont dann die Wahrheit des Mythos formuliert wird. Theologisch gewendet: In der offenen Weite des Mysteriums sucht die Theologie die Wahrheit der Erkenntnis, in deren Rahmen dann das Mysterium sein Bild als *Sakrament* findet.

Der Vorgang geschieht gemäß der kulturübergreifenden Struktur von Abbildung und ist im Bild nicht mehr nachvollziehbar. Ist das Selbstverständnis des Bildes deswegen nicht zu widerlegen, so beinhaltet trotzdem allein der Mythos ein Potenzial, das allen Menschen gerecht wird und deshalb zum Weltfrieden führen kann, das aber im Bild der theologischen Wahrheit grundsätzlich zurückgewiesen werden muss.

In mythischer Perspektive liest sich die Theologiegeschichte deswegen etwas anders als mit den Augen der Dogmatik, welche die nominalistische Kritik an der Urteilkopula als Grund für die neuzeitliche Auflösung des sakramentalen Verständnisses wertet (142). In der Perspektive der Kulturen ist bereits der Verlass der frühen Theologie auf die Erkenntniswahrheit verantwortlich zu machen für die Probleme der gesamten Theologiegeschichte. Der mit der Abbildung in den Rahmen der Erkenntniswahrheit eingehandelte Verlust musste zu gravierenden Unzulänglichkeiten der Aussage führen und beständige Korrekturen einfordern – im Interesse am täglich erlebten Mysterium.

Während die an der Erkenntniswahrheit orientierte wissenschaftliche Diskussion durch Objektivität belohnt wird, schließt sie den menschlichen Autor aus. Die abendländischen Theologien nehmen Erleben und Geschichte (die „Betroffenheit“) nicht ernst, da sie das mythische Wort durch die Begrifflichkeit des wissenschaftlichen Sinnhorizontes ersetzen. Man kann auch formulieren: Sie nehmen den Menschen so ernst, dass sie nach seiner *Wahrheit* fragen. Wird das *menschliche* Wiedererkennen dabei ausgeschlossen, dann kommt zwar die Friedensorientierung JHWHs nicht mehr vor, aber die Theologie arbeitet trotzdem weiter – menschenleer. Auf den Fundamenten des urchristlichen Bekenntnisses baut inzwischen ein theologisches Hochhaus, das je höher, umso mehr Differenzierungen entwickeln muss, um die sich ihm nicht erschließenden Wurzeln zu rekonstruieren, das aber trotzdem die menschlichen Grundlagen nicht mehr erreichen kann. Der Verlust der Anamnese hat die verschiedenen konfessionellen Richtungen von einem Verständnis der Bibel weit entfernt. Die ansonsten erfolgreiche Erkenntnisstruktur konnte sich verselbständigen, weil sich der Mensch – geblendet durch Erkenntnis und Macht – ihr unterworfen und sie zu seinem Gott gemacht hat.

Während die Wissenschaften die sog. „Realität“ erstellen, bleibt nur ihre Herkunft – der Mensch selbst – ein Mysterium. Unter seinem Ausschluss haben weder eine sakramentale, noch eine anti-sakramentale Kirche eine Existenzberechtigung. Denn wo die Bilder in den Vordergrund treten und ihr Original verbieten, ist der theologische Verlust der biblischen Botschaft bereits eingetreten. Im

ökumenischen Interesse muss unterstrichen werden, dass sich die „Anti-Position“ nur entwickelt hat, um der Reduktion – wie sie einem Bild eigen ist – entgegenzusteuern. Aber im theologischen Horizont sind weder die ökumenischen, noch die interreligiösen Probleme zu lösen, weil sie ihre Ursache nicht im Bild der Erkenntniswahrheit haben. Die Ursache ist das Bild selbst. Keine Manipulation von Bilddetails vermag das Original zurückzuholen. Selbstbewusste Menschen, die ihren Lebenserfahrungen vertrauen, lassen deshalb das Sakrament links liegen. Während sich das Mysterium in jedem menschlichen Lebenslauf unsteuerbar Platz zu schaffen pflegt, ist die Krise der sakramentalen Kirche hausgemacht.

Wenn Gott die Orientierung des Lebens und somit der Kultur ist, dann indiziert es eine inadäquate Methodik, nach einer Religion zu suchen oder sie „neben“ bzw. „in“ der kulturellen Gemeinschaft zu definieren. Jede Trennung von Religion und Alltag oder Kirche und Staat trennt die Orientierung vom Leben, so dass die Orientierung sinnlos und das Leben orientierungslos wird – wie in der Postmoderne. Während der Religionsbegriff erst abendländischer Herkunft ist, entstehen Gemeinschaften durch eine gemeinsame Orientierung, von der Völker als „Gott“ sprechen. Ethnologisch nennt man solche Gruppen „Stämme“. Darum bildet ein „Gott nur für uns“ eine Stammesgemeinschaft und wird zum Götzen, wenn er als der biblische Gott ausgegeben wird. Anders als eine Stammesgemeinschaft entsteht die biblische Ekklesia nur dadurch, dass sie ihre Lebensorientierung auf das Leben *aller* Wesen ausrichtet und dieses Ziel so bedingungslos verfolgt, dass sie ihren eigenen Lebensanspruch (ihre Wahrheit) darüber relativiert: Dann ist sie der „Leib Christi“ oder die Begegnung mit JHWH.

Während die Bibel im Mythos von Schöpfer und Welt eine Gemeinschaft aufbauen will, die der Welt eine externe Orientierung zeigt, verlegt Sakramentalität die gemeinschaftsbildende Außenorientierung in ihren Horizont hinein, wodurch die Menschheit eine Spaltung erfährt und sich die sakramentale Struktur der Theologie als unbiblisch erweist. Die einzigartige biblische Friedensbotschaft – die wichtigste Errungenschaft aller menschlichen Zivilisation – ist aufgrund der externen Relativierung des Weltbildes, in dem eingesperrt sie konserviert wurde, nach 2000 Jahren kaum noch sichtbar. In Zukunft könnten die bisher als „fremd“ erfahrenen großen Gemeinschaften des Buddhismus und des Islams zum Anlass werden, die jüdischen Wurzeln des Christus-Ereignisses wieder zu beachten. Denn es gehört zum Heilsweg buddhistischer Traditionen wie auch zum unaufgebbaren Selbstverständnis des Islams, den Erkenntnishorizont als ein relatives Instrument zu nutzen, während die Bedingung der Erkenntnis nie und unter keinen Umständen mit dem Original dieser Welt oder mit Allah verwechselt werden darf!

Hinter den Orientierungen der Kulturen steht eine ganz andere Fragestellung als die an der Erkenntnis ausgerichtete moderne. Zwar hat jeder Lebensverlust an Göttern zweifeln lassen, aber ein gottloses Weltbild, das vor die Frage eines „Glaubens an Gott“ stellt, resultiert erst aus der Verwechslung JHWHs mit dem Gott der Erkenntnis. Meint der biblische Glaube die Selbstverpflichtung im Bund mit JHWH, so wird er in der mittelalterlichen Kirche zur Akzeptanz der „Glaubensgeheimnisse“, um dann in der Neuzeit als bejahende Haltung bezüglich der Gottesfrage zu werden. Diese neuzeitliche Wende ist auf die externe Perspektive zurückzuführen, welche die Selbstverständlichkeit der Metaphysik in Frage stellt und damit auch die von ihr abhängigen Lehren der Kirche. Doch weil sich die Theologie ganz dem Erkenntnishorizont anvertraut, fehlen ihr nun Hermeneutik und Methodik, um bei der biblischen Botschaft neu zu beginnen. In der Folge erscheint die kritische Auseinandersetzung mit der Hermeneutik auch der eigenen Geschichte manchem Glaubenswächter zerstörerisch, obwohl nur sie die Reduktion des Bildes entdecken lässt und die Botschaft der Bibel offen legen kann.

Es ist töricht, die Suche nach der Herkunft der Götter an einem der Götter orientieren zu wollen. Für die Analyse der Welt wurden zwar die Wissenschaften geschaffen, doch sie können sich nicht selbst begründen. Fragt der Mensch als Autor der Wissenschaften über diese hinaus, dann sollte er seine Reflexionen nicht unter wissenschaftlichen Anspruch stellen. Soll die dann notwendige Orientierung nicht ins Chaos, sondern zum Leben für Alle führen, dann ist dies die biblische Botschaft! Es ist ihr Charakteristikum, unwissenschaftlich zu sein. Wen das stört, der ist „im Recht“, aber nicht im Bund mit JHWH. Aber diese Unterscheidung trifft der Maler und nicht das Bild.

Abendländische Theologien lassen bis heute jedes Bewusstsein um eine Relativität ihres Erkenntnis-horizontes vermissen. Aber wie die anderen Kulturen benötigt auch die jüdische Messias Hoffnung keine Erkenntniswahrheit, um zu dem Bekenntnis zu kommen: „Dieser ist der Messias!“ Was die Evangelien berichten, hatte Überzeugungskraft ohne jede Sakramentenlehre. Es sind nicht die anderen Kulturen, die als Exoten zu gelten haben, sondern es ist die „westliche“ Kultur, die als Spezialisierung entstanden ist und deshalb von ihrem biblischen Original lernen kann. Jede Wertung der Erkenntniswahrheit als unrelativierte Orientierung widerspricht der Bibel oder – was dasselbe ist – spaltet die Gesellschaft durch Unterscheidung zwischen „der Realität“ und den irrationalen Weltbildern (Mythen) der Anderen, zwischen Wahrheit und Naivität („Unterentwicklung“) und ebenso innerkirchlich zwischen Mann und Frau oder Amt und Kirchenvolk.

Aus der Bindung des eigenen Selbstverständnisses an die Erkenntniswahrheit resultieren eine fundamentale Orientierungslosigkeit der Menschen selbst und ein Unverständnis für die Orientierungen der Anderen, wie es entlang der westlichen Kulturgeschichte und im forschenden Dialog mit fremden Kulturen zu beobachten ist. In der interkulturellen Begegnung aber – von Mensch zu Mensch und nicht im wissenschaftlichen Dialog – kann jeder Theologe lernen, dass die mythische Basis der „Religionen“ keiner wissenschaftlichen Interpretation bedarf, und dass die um *Erkenntniswahrheit* bemühte Abbildung das Wort der menschlichen Begegnung auslöscht. Eine entsprechende Sensibilität für die hermeneutischen Vorgänge und Differenzierungen wird eine notwendige Voraussetzung für ein Überleben der modernen Zivilisation sein. Noch lässt sich ein entsprechender Lernwille bei den Lehrern der Kirchen nicht feststellen.

Wer die Entwicklung zur sakramentalen Wahrheit des Mysteriums verstanden hat, wird immer wieder die theologische Leistung *bewundern*, welche so konsistent zur Wahrheit der Kirche gefunden hat. Wahrheit ist Wahrheit. Aber Wahrheit ist ein Begriff und jede Erkenntnis beruht auf *Bedingungen*, die bei jeder wissenschaftlichen Arbeit bewusst sein sollten. Schon die Tradition der Tora weist jede Letzt-Orientierung, die über den Menschen gestellt wird, zurück, weil allein JHWH Gott sein soll. Indem sie von mehr als Wahrheit spricht, basiert sie in der mythischen Hermeneutik des Mysteriums. Das unterscheidet sie von der sakramentalen Tradition der Kirche.

Die Sakramentalität der Kirche bedeutet einen Selbstwiderspruch, insofern die Kirche eine nicht an Geschichtlichkeit gebundene Weisung voraussetzt, die sie auf grundsätzliche Geschichtlichkeit verpflichtet. Offensichtlich steht hinter der mit wissenschaftlichem Erkenntnisanspruch vertretenen Lehre das mythische Bewusstsein, welches die Welt als Bild und insofern als Abbild eines Originals betrachtet. Ohne Legitimation durch das Bild bzw. durch die Geschichte sieht der Maler in seiner *eigenen* Perspektive und beobachtet die Bindung seiner Kreativität an die endlichen Kategorien. Indem die Kirche von der Wahrheit des Mythos spricht, ihn korrigiert und in seiner un-wahren Originalität verwirft, muss sie sich zugleich auf seine mythische Perspektive berufen. Als Alternative ergibt sich nur die Geschlossenheit des Bilderrahmens, welche den Horizont der Erkenntniswahrheit in grundsätzlicher Weise charakterisiert. Folglich lässt sich die Theologie umfassend entweder als verschlossenes, in sich selbst schwingendes System ähnlich demjenigen der Physik (oder jeder anderen Wissenschaft) betrachten, das den Menschen selbst nicht im Blick hat, oder aber als in ihrem ganzen Wesen durch die Intention geprägt, vom *Mysterium* zu sprechen. Im ersten Fall kann Theologie kein Interesse von den Menschen erwarten. Im zweiten Fall muss sie bereit sein, den Verlust des Mysteriums zu korrigieren, von dem sie seit zweitausend Jahren künden *will*. Diese Intention scheint durch die ganze Kirchengeschichte offensichtlich hindurch, nur das „Werkzeug“ kann zumindest den heutigen Anforderungen nicht mehr gerecht werden. Schon Paulus ruft zum Neubeginn bei der biblischen Hermeneutik auf (Röm 12,2).

Aber nicht von einem theologischen Rückweg ist der Frieden zu erwarten, sondern ausschließlich im Ansatz *vor* aller Theologie: Christliche Theologie muss sich ihrer Wurzeln bewusst werden und die urmenschlich mythischen von den Erkenntnis bedingenden Wurzeln unterscheiden lernen. Nur das allen Bildern (Göttern) vorgängige Original ist die spezifische Botschaft der Bibel und damit der auf einer „weltlosen“ Basis beruhende Auftrag zur Weltgestaltung. Dieser Friedensweg setzt den Bund (den sog. „Glauben“) voraus. Deshalb ist die Bibel durch nichts zu ersetzen.

Die spezifisch biblische Anrede JHWHs an das Volk – die „Richtung“ des Hl. Geistes – unterscheidet JHWH von den anderen Göttern. Es ist dieser prinzipiell externe Geist, der jedes System sprengt und dadurch einen Weltfrieden ermöglicht, dass er nicht an spezielle Vorgaben bestimmter Denkformen, Kulturen oder Kontexte gebunden ist. Das ist für Menschen, die Urheber der verschiedenen Kulturen, im heutigen interkulturellen Kontext eine einsehbare Friedensvoraussetzung – wenn man die Augen nicht verschließt und sich nicht a priori dem Wissenschaftsgott unterwirft.

Aufgrund der Unfähigkeit eines Bildes, über den eigenen Bilderrahmen hinaus zu schauen, ist aber Theologie im Unterschied zum Menschen in Bezug auf das Mysterium nicht lernfähig, so dass ihre selbstlegitimierende Methodik zur größten Gefahr für den christlichen Glauben wird. Insgesamt und ausnahmslos konfrontiert die Theologie des sakramentalen Wesens der Kirche mit einem systeminternen Bezug auf die Bedingung der Möglichkeit von Erkenntnis. Da im Horizont der Erkenntniswahrheit nichts anderes zu erwarten ist, lässt sich die Frage nicht mehr vermeiden, was an der abendländischen Theologie eigentlich biblisch oder christlich sei – wenn man von der *Absicht* absieht, mit der überzeugte Menschen ihren Glauben verkünden *wollen*. Sie beziehen sich auf das Mysterium und entnehmen ihm ihr Verständnis der biblischen Botschaft, während die Theologie auf einer ärmlichen Basis mit einer ungeeigneten Methodik arbeitet.

Abbildung ist das urmenschliche Prinzip des Bewusstseins, das auch dem Weltbild „Realität“ den Rückweg verwehrt. Das spricht gegen kein Bild. Aber unentschuldig ist, wer von uns Heutigen in der globalen Begegnung der Kulturen nicht sieht, was jeder sehen könnte. Er ist unentschuldig, weil die Vergottung des wissenschaftlichen Weltbildes der Welt die Friedensbotschaft vorenthält, die seit der biblischen Tradition in der Welt laut werden könnte, und weil er darüber hinaus die verschiedenen Friedensansätze anderer Kulturen in den Schatten politischer Irrelevanz stellt. Das Problem besteht weniger im hohen ethischen Anspruch, dem sich Menschen nicht verschließen. Das Problem liegt vielmehr zuerst in der Methodik, mit der es die geschichtlich bestehende Kirche geschafft hat, ihre Friedensbotschaft so zu konservieren, dass sie nicht mehr erkannt werden *kann*. Mysterium oder Sakrament? *Um des Weltfriedens willen* wird sich an dieser Frage die Zukunft der Kirche entscheiden.